

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

[Beiträge]

[urn:nbn:de:bsz:31-338704](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-338704)

es da am Pfosten, daß der Knabe ganz gut hinaufreichen, sein Fingerlein nehen und zuerst der Schwester, dann sich selber drei Kreuzlein auf Stirn, Mund und Brust zeichnen konnte. — Der Schauspieler Feltz Prantner war von seinem Sessel aufgestanden und in bebender Erregung den Kindern entgegengegangen. Jetzt blühte er sich und riß sie alle beide zugleich an seine Brust, den Buben und das kleine Schwesterlein.

„In Gottes Namen,“ sagte er und machte sich mit dem noch weihwasserfeuchten Fingerlein des Knaben ein Kreuz auf die eigene Stirne. —



Wo das Glück wohnt —

Wo das Glück wohnt, willst du wissen?
Siehe dort, wo die Narzissen
hinterm blanken Fensterlein
fröhlich neben Rosen blühen,
Weiß ich, daß drei Herzen glühen
fromm und rein — — und die sind mein.

Hinterm Fenster in dem Stübchen
schau, ein Mägdlein und ein Bübchen
Drängen sich an eine Frau.
Und drei Köpfschen, blond und rosig,
Wang' an Wange, süß und kofsig,
Dreier Augenpaare blau

Seh' am Fenster ich erscheinen —
Ach, sie lugen nach dem Einem,
Der den Dreien auf der Welt
Alles Erdenglück darf spenden,
Der in seinen starken Händen
Ihres Schiffleins Ruder hält.

In des Gärtchens engen Wegen
Springt das Glück ihm hold entgegen
Und umfängt ihn inniglich.
Schau, in diesem Heiligthume
Blüht des Glückes Wunderblume,
Und ihr Gärtner — der bin ich!

Heinrich Heine.

Eine Entdeckungsreise

Von Ferdinand L a m e y.

Es mag an die 60 Jahre her sein — Hans Zutraum war noch nicht neun Jahre alt — da geschah es, daß dem Vater des Knaben ein neuer Wirkungskreis in einer Stadt des Oberlandes zugewiesen ward. Mit Zauberschlag fand sich Hans vor einer ungewohnten Herrlichkeit umgeben. Das war keine Stadt, das war ein gemauertes Märchen, ein steinernes Wunder.

Enge, krumme Gassen zwischen hohen Giebeln, kleinen und großen, schmalen und breiten Häusern. Rasche, blanke Bächlein neben zierlich mit Kieselstein gepflasterten Gehwegen. Alte, verwitterte Tortürme, ehrwürdige Brunnen von Linden beschattet.

Der Hauch einer langen und wechselvollen Vergangenheit schwebte über diesen Gassen und umflorte als ein bläuliches Wehrauchwölkenchen den hoch und licht aufspringenden Turm des Münsters, das seinen reichen Gliederbau hütend und herrschend aus der Schar der Dächer hebt, die sich bis dicht an die Strebepfiler des Chores herandrängen. Und während waldbige Berge die Stadt mit weiten Armen schirmend umfassen, breitet nach Westen die freundlich fruchtbare Ebene den leuchtenden Teppich vor ihren Füßen aus.

Es war ein Tag Ende September, hell und warm, sommerlich sonnig und herblich verduftet. Ein gold- und silbergewirktes Prachtgewand floß von den Schultern der Berge und lag in breiter glänzender Masse über der Ebene.

Hans machte eine erste Entdeckungsfahrt vor den Thoren seines neuen Wohnsitzes und staunte nicht wenig über den dichten Nebenkrand der von allen Seiten „die steinerne Wunder“ heiter und freundlich umrankte. Wuchsen die Trauben — kam es Hans wenigstens so

— wie Brombe und lin lodend Laube ward Guted gen wi Mund wie mit Er löste samen die Lipp lekte. geleeerter mit dem nicht das zu erb vollkom sich auf großem genen flüfterte Schidfal mal das schweige Schor fallen ab zugewan Verhäng mit funf ward un grollte: Wäre in eigen Hans hä können. er gestoh greiflich.

— wie anderwärts die Erdbeeren, Himbeeren und Brombeeren. In goldner Fülle schimmerten rechts und links die schwellenden, gebräunten Früchte verlockend aus dem schon gilbenden oder sich rötenden Laube hervor. Das Märchen vom Schlataffenland ward hier Wirklichkeit. Doch, da man von einem Gutedel nicht verlangen kann, daß er dem Geküßigen wie die gebratene Taube von selbst in den Mund fliegt, so beschloß Hans es so zu machen wie mit den Himbeeren und Erdbeeren im Walde. Er löste eine Traube vom Stod und schob im langsamen Weitergehen Beere um Beere bedächtigt durch die Lippen. Jede ward ausgelostet, besonders die letzte. Mit einem leisen Bedauern ließ Hans den gefeierten Kamm zur Erde fallen. Dann trottete er mit dem Gefühl des Behagens weiter und hatte auch nicht das geringste Bedürfnis, sich vor irgend jemand zu verbergen oder die Flucht zu ergreifen. Mit vollkommener Seelenruhe sah er einen Mann auf sich zukommen, der auf dem Kopfe eine Mütze mit großem Schild und in der Hand einen eisenbeschlagenen Stod trug. Keine warnende Stimme künfterte der ahnungslosen Seele zu, daß hier das Schicksal in Gestalt des Bammert nahe. Nicht einmal das Wort war dem Unerfahrenen bekannt, geschweige denn der rächende Beruf dieser Gewaltigen.

Schon hatte Hans sein Augenmerk mit Wohlgefallen abermals einer schönen, großbeerigen Traube zugewandt. Da erteilte ihn der Bammert und das Verhängnis. Wie erstaunte Hans, als ihm plötzlich mit kunstgeübtem Griff die Mütze vom Kopf gestreift ward und die Stimme des Rächers über ihm ergrollte:

„Nüble, du heisch Trübel gschtohle.“
 Wäre der Engel mit dem flammenden Schwert in eigener Person aus den Wolken herabgefahren, Hans hätte nicht überraschter, nicht verwirrter sein können. Was wollte der Mann? „Nüben“ sollte er gestohlen haben? — „Nüben!“ Es war unbegreiflich. Hier mußte ein Mißverständnis, eine Ver-

wechslung obwalten. Und darin hatte Hans nicht ganz unrecht. Nur suchte er den Fehler auf der falschen Seite, denn er wußte nicht, daß die Eingeborenen die saftigen Früchte des Rebstods „Trübel“ bekennen. Mit der ganzen Empörung der verkanteten Unschuld und der Sicherheit des guten Gewissens erklärte daher Hans:

„Nein, ich habe keine Nüben gestohlen.“
 Der Bammert mochte die Erwiderung des Knaben für eine leere Ausrede halten, oder wenn er das Mißverständnis ahnte, glaubte er doch nicht verpflichtet zu sein, dasselbe aufzuklären. Er hieß den Knaben mitgehen, und wenn Hans seine Kappe nicht verloren geben wollte, blieb ihm nichts übrig, als dieser Aufforderung zu folgen. Auch vertraute er darauf, daß seine Schuldlosigkeit bald an den Tag kommen werde.

Aber an der Stelle, wo der abgebeerte Kamm am Boden lag, blieb der Hüter der Weingärten stehen und deutete mit der Eisenspitze seines Stodes triumphierend auf das Corpus delicti. Hans ging ein Licht auf. Es war also mit den Trauben doch nicht ganz so wie mit den Erdbeeren und Himbeeren im Walde. Unverständlich blieb ihm nur, daß man die Trauben hier „Nüben“ nannte. Ein kurzes Verhör. Der zerknirschte Knabe blieb keine Antwort schuldig.

Hans barhaupt voraus, der Bammert mit der Mütze hinterher, so ging's nun zur Amtsstube des Vaters. Dieser hatte an dem Besuche keine rechte Freude. Aber er löste die Kappe wieder ein und strafte seinerseits den Bammert mit einem verächtlichen Blick, was diesen wiederum sehr kalt ließ. Mit der Miene des Gerechten, dem alles zum besten dient, steckte er sowohl den Blick als auch den halben Gulden ruhig ein, erklärte die Sache für erledigt und ging seiner Wege. Auch Hans ward nach Hause geschickt. Er wanderte langsam und nachdenklich der Wohnung zu. Ihm war, als sei er unvermutet mit der Nase irgendwo angerannt.



Lieb Vaterland magst ruhig sein ...

D'r Fischodder

Von Wilhelm Fladt, Freiburg i. B.



Dr Borchemeeschder vun Luzelbach is im Nootschtiwelche geseffe un hot im Pälzer Vott die neischede Verordnungen geleese.

„Seidefalleh nochemool!“ hot er for sich hi gebrummt. „Wann numme der verehrlich Kumminalverband mit seine Verordnungen emol beim Guggugg weer! — Karliche!“ hot er em Volezoi uf de Gang enaus gerufe. „Emol eroi! Die Schell genumme un hordich erumgeloffe! Do is ebbes zum ausschelle!“

Un er hot mit seinere lange Bleisfeder, wo uf d'r eene Seit rot un uf d'r annere bloo is, owe un unne an e oweramtliche Azoiq en extrabreede Schirich gemacht, hot em Karliche def Bletche unner die Nas gehowe un hot noch emol ganz deitlich gesaacht:

„Karliche!“ hot er gesaacht. „Def, wu geschtriche is, def schellisch aus!“

D'r Karliche hot mit em Zibbel vun soim Schnubbdiechel seine Brillengleeser abgewischt, hot umschändlich die amtlich Ausschellersbrill uf def bloo Dibbelche iver soim sauerkrautfarwiche Rosafschnauzer ufmondiert, hot en Bries genumme, hot sich mit em roodgedibbelde Schnubbdiechel e Drebbelche vun d'r Nas ewechgewischt, hot breet den Pälzer Vott uf de Nootschtiwelche geleecht, hot mit soine Volezoidienersdoobe def Bletche glatt geschtriche — un hot geleese.

„s is recht, Borchemeeschder!“ hot er gesaacht, hot die Schnell vum Eckbrett genumme un is zu d'r Bier enaus gescholtbert.

Gleich newets drive heim Kroonewärt hot er dreimol mit soinere Volezoidienersschell gebembelt un hot mit scheddlicher Schtimm iver de Pälzer Vott owe driver ewech die amtlich Bekanntmachung uf gut pälzisch ivertraache:

„Bircher vun Luzelbach,“ hot er gesaacht, „d'r Kumminalverband hot e noie Verordnungs bekannt gewene. Wasse emol uf!“

Do sin schrooßuf schrooßab die Fenschder un Fenschderher ufgeschbrunge un hin un her hot eener oder eene de Robb eraus geschtreckt un hot die Ohre geschbißt.

„Birchersloit vun Luzelbach!“ hot d'r Volezoidienerskarle gesaacht und hot iver soi Brillengleeser ewech verinteressiert die Gaß enuf geblinzelt. „Mir have in unserer Pflicht ganz nedde Fischweeserche, un es is unsere Pflicht, daß mer die Fische fange duhn, um se an den geehrde Kumminalverband ze liffere. 's is vun weche dene notleidende Leidcher in de große Schtedicher!“

Dann hot d'r Volezoidienerskarle emol e kleens Schnauferche gemacht un hot sich derweilche mit em gedibbelte Schnubbdiechel e Drebbelche vun d'r Nas gewischt.

„Birchersloit!“ hot er awer gleich druf widders gemacht. „Bei so ernsche Zoide kann mer awer lee Mitresser brauche. Un ewe for def hot d'r geehrde Kumminalverband e noie Verordnungs geschriwe, daß mer mit Pflicht un Ernst alles def Raubzoigs vertroiwne un bekempfe soll.“

Un dann hot er widder e Schnauferche gemacht, hot nochemol mit d'r Volezoidienersschell gebembelt un is mit erheblicher Schdimm fortgefahre:

„Birchersloit vun Luzelbach!“ hot er gesaacht. „For def drum un for ewe sell is kimpflich em jedde Fischodderche d'r Garaus ze mache. Un wer so e gefange Fischodderche dod odder lewendich an den geehrde Kumminalverband abliffere duhn duht, der tricht e hohe Belohnung. — Bircher vun Luzelbach, def mißt er oich hinner die Ohrliebde schroiwne, denn es is e ernsche Zoit. Un es is besser, mir fange de Fische un duhn se um e gute Geldche in die Stadt enoi verkaafe, als daß de Fischodderche die Fangeroi besorge und mir hant def Nochgude!“

Un uf die Redd hi is d'r Volezoidienerskarle zum Kroonewärt enoigeschlubbt un hot vun wech soinere ageschtrengde Schtimm e Glesche Ebbelmoßt gepezt. Dann is er die Gaß enunner an def „goldich Fesche“ un hot grad unner em Wärtshauschild soi Redd nochemol gehalten. 's hot em dann gebressiert un d'r Feschewärt hot em drum e Schebbelche Ebbelwoi zum Schubbsencherche uf de Gaß erausgeschtreckt.

Dann is er nimer ins Bembelcherche un hot mit frischgeschterfder Schdimm bei em Brinzewärt mit soinere Schell gebembelt un hot dene Bircher vum Bembelcherche die noi Kumminalverbandsverordnungs recht heef ans Herz geleecht.

Weil er awer soi Abschbrach vum ewersche Blesch vun d'r Brinzewärtis Schdaffel erunner gehalten hot, is grad hinner em die Wärtshausdier gewech. Un wie er sich zum Schluß vun soinere Redd mit eme Noodgedibbelde de Schweef vun d'r Schdaffel ewech gewischt hot, hot eener de Hand zu d'r Dier erausgeschtreckt, hot d'r Volezoidienerskarle an d'r Nochscheef gehowe un hot en hinnerisch in d'r Wärtischdubb enoigezoche. For em ze dischgerien iver die neu Kumminalverbandsverordnungs.

Am
joine a
Volezoid
's is ne
ermlich
tarle i
Berfda
Hoigame
bechel h
wenne,
gemeht
Unne
minalber
un is so
dem Da
Uf er
Schdigge
geschban
quid.
„Ger
Lumbegi
Er m
wee He
Buisch ge
en Schd
Sibian
wer an
soinere
Koi De
Dierche
un foi S
mehr ge
Geng
in de P
die Ho
wer di
rechisum
un is w
Felsherr
uf Luzel
Gleich
Bembelche
Brinzew
Schdaffel

Am Middaach hot d'r Volezoidienerskarle norr joine amdliche Zwillchhoje abehalde un die alt Volezoidienerskab mit em grooße Schild borne dra. 's is nemmlieh heef gewest un mer hot hemmelermlich kenne erumschbaziere. D'r Volezoidienerskarle is awer teener vun denne, wu am heele Werfdaach en Schbaziergang mache duhn; er hot die Hoigawel uf die Achsel genomme un is def Lufelbechel hinner geloffe, um im Dälche dehinne ze wenne, was er hoit Morche vor em Bettglockloide gemeht gehott hot.

Innerweechs hot er sich nochemool die noi Kriminalverbandsverordnung durch de Kobb geh losse un is so ganz in Gedanke uf em Lufelbachtoi iver dem Dahlweiserche higeloffe.

Uf emol sieht er zwischer de Erlebisch dorch e Schdiggel woit owe am Veichel e Dierche hogge, wo geschbannt un ernschthast in def Weiserche enogudt.

„Herrgottswel,“ hot er gedentt, „def is jo' jo e Lumbeziffer. Warde norr, dir werr ich's besorche!“

Er nimmt foi Hoigawel erum, padt se mit allene zwee Hende, schloicht ganz helinge hinner em negsche Busch geche def Bleche, un — wubbdich! — macht er en Schbooh un hot den Sidian vun e Fischroiwer an de Zingge vurf joimere Hoigawel hengge. Foi Deenche hot def Dierche vun sich gegewe un foi Schnauserche hots mehr gemacht.

Hengge hot ers losse in de Zingge, schmoizt die Hoigawel widder iver die Achsel, hot rechtsumfehrt gemacht un is wie en siegreicher Feldherr widder reduhr uf Lufelbach.

Gloch unne im Bembelberche is er beim Brinzewärt die groöe Schtaffel enuf. Jesses

nee, hot def e Ufzeehung gegewe in dere Wärtsschdubb!

Die Kinner sinn die Gasse eraufgerennt un have gerufe: „D'r Volezoidienerskarle hot en Fischodder gefange! Beim Brinzewärt hodt er!“

Uf emool is die ganz Wärtsschdubb voll gewest, un alles hot an dene Hoigawelzingge des dood Dierche beguckt.

„Aee nee!“ hot d'r Schorsche gesaacht. „Def is tee Fischodder. Do defor is mer def Schwenzche ze kurz!“

„Weche worrom denn net!“ hot d'r Fritzedone de Volezoi vertoidicht. „Es wird aach Fischodderche mit Schdumbeschwenzcher gewel!“

„Abewahr!“ hot awer aach d'r Senseshimbel gemeent. „Es hot ze forze Dhrlebbde!“

„Halde doch oire dumme Schnuudel!“ hot d'r Volezoidienerskarle ufbegehrt. „Dich is awer aach alles ze forz!“

„Aee, nee!“ sekundiert do druf d'r Engschdermichel de Annere, „der Wammescht vun dem Dierche is mer zu geel. Ich meen so e Fischodderche is dunfler!“

„Do hole mer emol de Schulmeeschder!“ hot d'r Schorsche getrische un hot gloich zum Schubb-

fenschderche enaus em Leboleh joim Guschdelche gerufe. „Du Guschdelche, schbring emol eniwer zum Herr Lehrer un saach em en scheen Gumbli-mendcher, er mecht aach so gut foi, un emol zum Brinzewärt eriwer kumme. Es deht bresfiere!“

Fimpf Minudde druf is er dogewest, d'r Schulmeeschder, un sie have 's em gesaacht un er hot sich besfeh.

„Ach nee!“ hot er gesaacht. „Def? — Def is jo em Herr Parrer foi Schnauzer!“



Die Abtei Bronnbach.

Von Fr. Dorbath, Stadtpfarrer in Walldürn.

Die Söhne des heiligen Bernard von Clairvaux († 1153), die Zisterziensermönche, erbauten ihre ersten Klöster in Tälern, die vom Wald umsäumt und von einem ruhig dahinfließenden Flüschen belebt sind. In schöner, das Herz ansprechender Einsamkeit suchten sie ihre Seelenkräfte zu sammeln und das Auge für die Erkenntnis der Wahrheit zu schärfen. In dieser Einsamkeit bildeten sich aber auch tüchtige Männer, die Kraft und Ausdauer genug hatten, ein schönes Bauwerk herzustellen. Ihre Kenntnisse erweiterten sie durch Verkehr mit anderen Klöstern.

Ein solches Bauwerk zeigt uns das beigegebene Bild: die alte Zisterzienserabtei Bronnbach, in der lieblichsten Partie des Taubertales gelegen, etwas beiseite vom lärmenden Getriebe der Welt, umgeben von schönen Wäldern, bespült von der ruhig dahin-

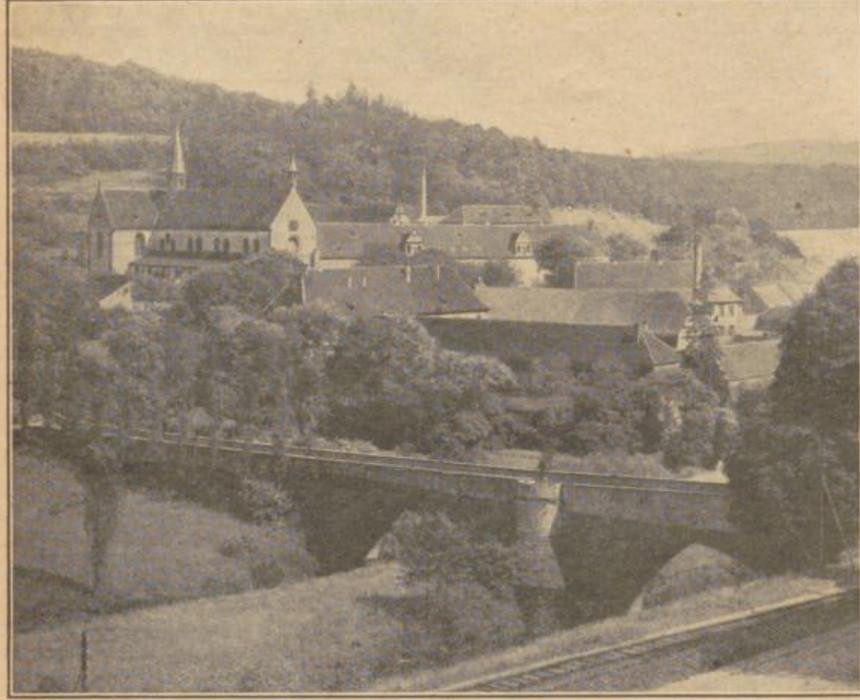
fließenden Tauber. Hier übergaben noch zu Lebzeiten des heiligen Bernard, im Jahre 1151, einige fromme Edelleute dem Abt Diether von Maulbronn so viele Güter, daß er das Kloster gründen konnte. Schon hatte der Abt den Grundstein gelegt, da langten Reginhart mit einigen Genossen aus dem Kloster Waldsassen hier an. Abt Diether übergab ihm den Hirtenstab. Das Kloster ist gebaut in einer Zeit, wo sich allmählich der aus Nordfrankreich kommende gotische Stil geltend machte und sich vielfach mit dem bisher üblichen romanischen Stile verband. Nicht abgelebte Zisterzienser traten in den strengen Zisterzienserorden ein, sondern Männer von reichem Wissen und großer Energie, das zeigt der ganze Bau.

Der Eindruck des Innern der Kirche ist ruhig und ernst, ein Abbild des strengen Lebens, das die

Mönche führten. Die Kirche ist kreuzförmig gebaut; an das Querschiff schließt sich die Sakristei an, das Langhaus ist durch Säulen und Pfeiler in drei Schiffe geteilt. Wie alle Zisterzienserkirchen, hatte auch die Abteikirche Bronnbach keinen Turm, sondern bloß zwei Dachreiter. Von der Kirche führen zwei Türen in den Kreuzgang. Der ältere, nördliche Flügel führt am Kapitelsaal vorüber. In diesem Saale übte der Abt seine geistliche Gerichtsbarkeit aus; hier fanden Beratungen der Klostergemeinde, wie Wahlen und Schuldkapitel, statt. Von

stark abgetreten, weil sie als Bodenbelag dienten. Dank der Frömmigkeit und dem Kunstsinne der fürstlichen Familie Löwenstein, welcher das ehemalige Kloster seit der Säkularisation gehört, wurden sie aufgehoben und an die Wände eingelassen und so vor Untergang und Entweihung bewahrt.

Der Kreuzgang führt in die eigentlichen Klostergebäude, in den Abtsbau und den Konvent. Von dem Abteigebäude ist der Abteigarten mit einer kunstvollen Fontäne. Hinter dem Abteigebäude ist das höchst sehenswerte Sommerrefektorium, der so



einer andern Seite des Kreuzganges ging man in den Speisesaal oder das Refektorium. Dieser Saal war nicht gedeckt, sondern mit Platten belegt. Im Winter stellten die Mönche die Füße auf einen Teppich.

Die alten, einfachen Altäre der Kirche sind seit dem 30jährigen Kriege verschwunden. Die jetzigen Altäre stammen aus dem 17. und 18. Jahrhundert. Der Hochaltar insbesondere ist ein echtes Prunkstück der Rokokozeit, in Pieraten, Farben und Vergoldung überladen bis zur Decke hinauf. Großartig ist das Chorgestühl mit seinen zahlreichen figurlichen Darstellungen, bei denen die Verwendung von Gold ohne jede andere Bemalung das Ganze überaus vornehm und doch lebhaft gestaltet.

Die Aebte liegen im Kapitelsaal und in der Kirche begraben, wo sie ihre meist noch recht gut erhaltenen Grabdenkmäler haben. Im Kreuzgang sind verschiedene Gräber von Wohltätern des Klosters. Das Wort „bene meritis“ = „wohl verdient“ erinnerte die darübererschreitenden Mönche an die Wohltäter des Klosters und ermahnte sie zum Gebet für dieselben. Viele Grabsteine sind leider

genannte Josefsaal erbaut von Abt Josef Hartmann am Anfang des 18. Jahrhunderts. Mit Bezug auf den Namen des Erbauers stellt das riesige Deckengemälde die Traumdeutung Josefs von Pharao dar, die vier Ebenbilder enthalten ebenfalls Szenen aus dem Leben des ägyptischen Josef. Außerhalb der eigentlichen Klostergebäude stehen die Oekonomiegebäude und das Krankenhaus, das heute zur Brauerei verwendet wird.

Die Geschichte des Klosters ist eine sehr wechselvolle. Eine politische Rolle hat das Kloster nie gespielt; doch waren die Bronnbacher Aebte wiederholt der ehrenvollen Stellung als Zeugen bei Königsurkunden, so

wie als Vermittler oder Schiedsrichter bei Streitigkeiten großer Herren. Die Disziplin oder klösterliche Zucht scheint im 13. und 14. Jahrhundert eine gute gewesen zu sein. Es folgte dann eine Zeit des Niederganges, die bei keiner irdischen Einrichtung ausbleibt. So sah das Kloster einige Ordensleute, selbst einen Abt aus seinen Mauern scheiden um zum Protestantismus überzugehen. Die Besetzung nach der sogenannten Reformation und nach dem Konzil von Trient brachte wieder glückliche Tage für Bronnbach. In seinen Klostermauern erwachte ein neues Leben. Im Jahre 1615 zählte der Konvent 21 Mitglieder, darunter 18 Priester und 3 Diakone

Ein neuer Sturm brachte das Kloster dem Untergang nahe: es war der Einfall der Schweden in Frankenland im 30jährigen Kriege 1631. In Bronnbach hatte man sich gefreut, als Magdeburg gefallen war, doch bald hörte man, Tilly habe bei Leipzig eine Niederlage erlitten, und die Schweden zogen von Sachsen herüber nach Franken den Mainfluß hinab. Der protestantische Graf von Wertmüller frohlockte, jetzt hatte er Mut, das Kloster, das reichlich seine Schätze teilweise nach Köln gerettet hatte

zu plün-
geugen
Hand an
brechen
in der
und wi-
getanzt
Bald na-
ein. De-
schreiben
dich-wer
Schlacht
lichen ist
von Bü-
hilfe ent-
der Bern-
Ordnung
Josef Ge-
bert und
Im 17.
deputatio-
Löwenste-
Abtei he-
Bronnbach
die ihner

W as,
frag
welchem
Ein- O me
politische Rolle hat
herne ich
hier i
errichtet
Man
spielen S
angeht le
schaffen n
Badener
da das n
erem lie-
der ander
bau des
Der J
mit Nie-
dem endl-
einen erf-
in weiteit
wichtigte
trösten
Mitholifer
Missionsa
auslande,
im 17. J
der Krieg
Große
hauser La
bare Gef-
geisterin
frei Dank
kennen le

zu plündern und zu brandschäken. Die Augen-
gen berichten voll Trauer, wie der Graf selbst
Hand anlegte, um Altäre und Heiligenbilder zu zer-
brechen und zu zerstören, wie die Töchter des Grafen
an der Kirche den „Troßbuben“ den drei Kochten,
und wie in den Kreuzgängen ein Gelage abgehalten,
getanzt und allerlei Unfug getrieben worden sei.
Bald nachher rückten die Schweden in Wertheim
ein. Der Graf ließ sich die Abtei von ihnen ver-
schreiben. Doch nur drei Jahre dauerte das schwe-
disch-wertheimische Unwesen im Kloster. Als in der
Schlacht von Nördlingen im Jahre 1634 die Kaiser-
lichen über die Schweden siegten, hatte der Bischof
von Würzburg wieder freie Hand, und mit seiner
Hilfe entfernte der Abt Johannes Feilzer den Greuel
der Verwüstung und brachte das Kloster wieder in
Ordnung. Unter den Äbten Franz Wundert und
Josef Hartmann wurde das Kloster baulich erwei-
tert und auch der Ordensgeist gewahrt.
Im Jahre 1803 fiel das Kloster der Säkulari-
sation anheim und kam infolge des Reichs-
deputationshauptschlusses an das fürstliche Haus
Löwenstein-Wertheim-Rosenberg, in dessen Besitz die
Abtei heute noch ist. Es war dies ein Glück für
Strombach und Umgebung. Während andere Fürsten
die ihnen zugefallenen Kirchengüter und Kloster-

bauten vielfach weltlichen Betrieben wie Fabriken
übergaben, wandte sich der Fürst Löwenstein in
seiner Gewissenhaftigkeit an den Heiligen Stuhl, der
ihm zur Aufgabe machte, durch Errichtung einer
Seelsorgestelle für einen geordneten Gottesdienst in
der Abteikirche zu sorgen.

In der Mitte der 50er Jahre des verfloffenen
Jahrhunderts zog der vertriebene Portugiesenkönig
Dom Miquel von Braganza mit seiner jugendlichen
Gemahlin Prinzessin Adelhaid von Löwenstein, drei
Kindern und einem kleinen Gefolge in die ehe-
maligen Klosteräume ein. Dom Miquel starb 1866
und hinterließ einen Prinzen und 6 Prinzessinnen.
Herzogin Adelhaid von Braganza gab ihren Kindern
und der ganzen Gegend das herrlichste Beispiel einer
edlen, wohlthätigen Frau und frommen Mutter. Den
Rest ihres Lebens wollte sie, ganz wie ihr Bruder,
Fürst Karl v. Löwenstein, Gott allein widmen und
trat deshalb 1897 in den Orden der Benediktine-
rinnen ein, wo sie vor mehreren Jahren als hoch-
betagte Klosterfrau starb. Die Mauern, besonders
die ehrwürdige Abteikirche, in der so oft bei Tag
und Nacht das Lob Gottes gesungen wurde, rufen
nach Bewohnern, die mit Psalmengesang und feier-
lichem Gottesdienste das Taubertal und Umgegend
heiligen und Gott verherrlichen.

Ein neues Missionshaus.

Von Hans Gottlieb.

Was, schon wieder ein neues Missionshaus?
fragt du erstaunt, lieber Leser. — „Und in
welchem Winkel des Nordens soll es denn sein?“
O mein Freund, diesmal sollst du „nicht in die
ferne schweifen — nein —, das Gute liegt so nahe!“
hier in unserer lieben badischen Heimat soll es
errichtet werden.

Man sagt: „Baden sei das Musterlande“ — in
vielen Stücken ist's wahr —, was Missionshäuser
angeht leider nicht. Nun soll auch hier Wandel ge-
schaffen werden, und ein lang gehegter Wunsch der
Badener Katholiken in Erfüllung gehen. Ein neues,
das neueste, das erste Missionshaus in un-
serem lieben Heimatlande soll entstehen in dem auf
der anderen Seite abgeheilten projektierten Neu-
bau des St. Paulusheim in Bruchsal.

Der Missionsgedanke marschiert — und zwar
mit Riesenschritten. Ist auch kein Wunder, nach-
dem endlich der Weltkrieg auch in dieser Hinsicht
einen erfreulichen Fortschritt gebracht, nachdem man
in weitesten Kreisen bei hoch und nieder die enorme
Wichtigkeit der Missionen erkannt hat. Eine der
größten Aufgaben — zumal für die deutschen
Katholiken — nach dem Kriege wird zweifellos die
Missionsaufgabe sein — die Mission vorzüglich im
Auslande, wo wiederum ergänzt werden soll, was
in verlorenen gegangen, wo aufgebaut werden muß, was
der Kriegsturm zertrümmert niedergeworfen.

Große Missionsseminarien, wie solche vielerorts
bestehen, müssen uns näher gerückt
werden, müssen in unserer engeren Heimat greif-
bare Gestalt gewinnen, daß die für Ideale be-
geisterten Jugendlichen — und ihre Zahl ist Gott
das freie Dank groß — ihren Beruf erforschen und er-
tellen lernen, und so viel mehr als bisher in

den Missionsdienst eintreten, wo es noch übermäßig
viel zu arbeiten und zu retten gibt.

„Dilatentur spatia caritatis!“ Wenn je und
irgendwo, dann gilt dieses Augustinuswort hier auf
dem Felde der Mission, dann gilt es uns! Ja,
unsere Liebe muß sich ausweiten und ausbreiten,
muß mehr Raum gewinnen. Mit der flammenden
Begeisterung eines Völkerapostels müssen wir ein-
treten, daß bald ein Hirte sei und eine Herde!
Mehr Weitblick für die große Aufgabe der großen
Zeit! — für die Missionsaufgabe! Mehr Inter-
esse für den Missionsauftrag des Welterlösers
Christi zur Rettung aller, besonders derer, „die
noch sitzen in Finsternissen und Todesschatten“.
(Luk. 1, 79.)

Wahrlich, die leiblichen und geistigen Werke der
Barmherzigkeit können nirgends besser geübt wer-
den, als an den Ärmsten der Armen durch Er-
füllung dieses Auftrages, durch Unterstützung der
Missionen. „Was ihr dem geringsten meiner Brü-
der getan, das habt ihr ja mir getan!“ (Matth. 25,
40.) Hörst du, lieber Leser?

Darum erfassen wir den höchsten, den apo-
stolischen Beruf und hören den Bedruf der Zeit!
Gottes Gnade möge allen diesen Beruf geben —
wenigstens zur wirksamen Mitarbeit, wozu tatsächlich
alle berufen sind, schon aus gebührender Dank-
barkeit für das unschätzbare Gnadengeschenk des
Glaubens, das wir durch Missionsmitarbeit denen
verschaffen können, die in der Knechtschaft Satans
ringen und seufzen nach Erlösung. Darum be-
grüßen wir froh und freudig die Kunde vom neuen
Missionshause, vom geplanten Neubau eines „St.
Paulusheim“, der ersten Missionsanstalt in un-
serer lieben Heimat. Darum heißen wir sie herzlich

willkommen und versichern sie mit warmer Begeisterung unserer nimmermüden Mitarbeit in jeder Hinsicht. An uns Katholiten Badens soll es nicht fehlen; nein, das Gelingen des neuen Unternehmens soll ein neues Ruhmesblatt in der Geschichte unserer Missionsarbeit sein, — denn das sei mit stolzer Genugtuung auch hier wieder registriert, daß wir Badener auch auf dem Missionsgebiete Erstaunliches geleistet haben. Ich erinnere nur an die jüngsten Erfolge des Franziskus-Kaverius- und Kindheit-Jesu-Vereines.

Und wenn nun der Ruf aus unserer eigenen Heimat an uns ergeht, sollten wir da zurückstehen an opferfreudiger Mitarbeit, nachdem wir nach auswärts so Großes geleistet? Sollten wir da nicht noch freudiger mitarbeiten und mitbauen an der ersten Missionsanstalt in der Heimat, am neuen St. Paulusheim? —

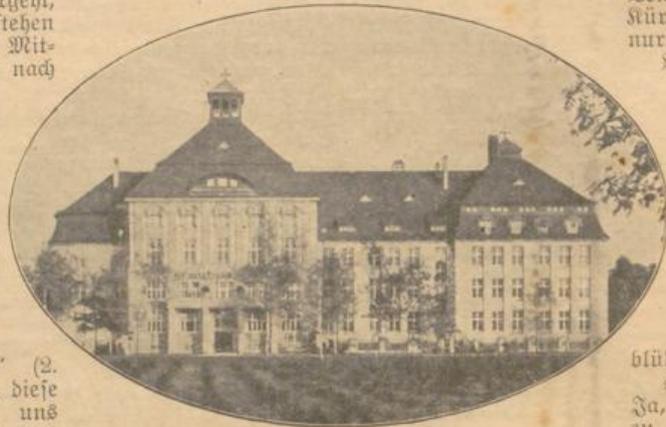
Es ist ein Pauluswort: „Die Liebe Christi drängt uns!“ (2. Kor. 5, 14.) Gewiß, diese Liebe muß auch uns drängen, muß auch uns in erster Linie leiten und höchster Beweggrund sein, — aber auch aufrichtige Vaterlandsliebe muß uns mit froher Zuversicht zur Mitarbeit begeistern, denn groß ist der Segen, der schon in der Heimat von solchen Häusern ausgeht, größer der Opferseggen, den einst unsere Glaubenshelden unter „fremden Himmeln“ auf ihr teures Vaterland von oben erringen und erflehen. Und so begrüßen wir auch um dieses Segens willen fürs „teure Vaterland“ mit heller Freude den aufgehenden Stern am Missionshorizonte Badens, wir helfen aber auch mit, wir alle — Geistliche und Laien ohne Ausnahme; vereinte Kräfte wirken Wunder. Darum noch ein kurzer Wink zur tatkräftigen Mitarbeit.

Schreiber dieses ist Mitarbeiter des neuen Missionshauses und als solcher gewiß berechtigt, für gleiche Ideale Gleichgesinnte zu werben. Mitarbeiter kannst und sollst auch du werden, lieber Leser, — ja, sollen wir alle werden, denn der Mitarbeiter Zahl muß „Legion“ heißen. So verlangt es die Bedeutung des Missionswerkes, so unsere eigene Ehre.

Und was gehört dazu? — Vor allem ein gutes Herz — eine milde Hand — und ein bißchen Liebe zum Heidenland! Das alles willst du haben, mußt du haben als guter Christ und Katholik. Und daß dieses Werk auch deiner Unterstützung bedarf, beweise dir folgendes: An Jahrespension stehen im Programm nur 350 Mark — für die Jetztzeit gewiß kein Kapital. Ärmeren werden sogar noch Vergünstigungen gewährt. Von einer Deckung der Aufwandskosten der Einzelnen kann somit nicht die Rede sein. Den Rest — wohl den Hauptteil — erwarten die Missionare von der göttlichen Vor-

sehung durch die mildherzige Unterstützung von Klerus und Volk. Der Direktor der Anstalt versicherte mir, daß die göttliche Vorsehung immer noch der beste Schatzmeister sei; gewiß, denn sie „leitet ja die Herzen der Menschen wie Wasserbäche“. Wirklich ein großes Gottvertrauen und — sagen wir frei heraus: großes Vertrauen auf uns Katholiten, daß die Missionare da befunden.

Wohl, lieber Leser! Auch du gehörst zu den Betrauten, auch auf dich kommt es an! Auch bist dir erwartet. St. Paulusheim regt Mitarbeit. Es ist vielseitig, und jeder von uns wird seinen Teil herausfinden. In Kürze halber kann ich hier nur noch andeuten:



Beteist du für die Mission? — Von heute an soll's geschehen, denn „An Gottes Segen ist alles gelegen!“ — um die erste Mitarbeit jedem Gotteswerk ist das Gebet. Auch fürs neue St. Paulusheim in Brunsjal sollst du beten, damit es wachsen blühe und gedeihe. Opferst du auch? Ja, zu den Opferheiden, willst du schon lange gehören. Und wie manches hätte für die Mission opfern können! Wohl, von heute an denke daran! Opfer ist auch jede Unterbringung an Geld und persönlicher Dienstleistung, — für dich ist dir ein aufrichtig herzliches „Berges Gott!“ gesichert. Mitarbeit ist auch die Verbreitung des Missionsgedankens bei deinen Verwandten und Bekannten. Besonders jene mache darauf aufmerksam, die Missionsberuf in sich verspüren, die einmal Missionar werden wollen. Die Direktion gibt dir gerne jede weitere Auskunft über die Aufnahme im St. Paulusheim. Die Bedingungen für Studenten sind kurz diese: Gute Begabung, Studium, fester Wille, Missionar zu werden, Frömmigkeit und Gelehrigkeit, heiterer Charakter. Empfehlung des hochwürdigen Herrn Pfarrers.

Die kostbarste Missionsarbeit jedoch ist es, selbst und seine Kräfte in den Dienst der Mission zu stellen, selbst ein guter Missionar zu werden, denn „das göttlichste aller göttlichen Werke ist mitarbeiten an der Rettung unsterblicher Seelen (St. Dionisius Areopagita). Ist dir das möglich? Wenn „Ja“, dann Gottes Segen zum guten Vingen! Wenn „Nein“, dann verhilf wenigstens, denn zu diesem Glücke durch deine Mitarbeit, jede gleiche Unterstützung und Begünstigung des neuen Werkes. Steure freudig dein Scherflein bei, gewinne auch andere zur opferfrohen Mitarbeit. Frisch ans Werk, es gilt! Der Segen des Bischofs Völkherhirten Jesus Christus wird nicht ausbleiben. Er strömt über Länder und Meere zurück auf die heimatischen Gauen, zum häuslichen Herde, woher Mittel geschlossen, wo auch die Vorbereitung für den Missionsberuf und zu jeder Missionsmitarbeit gegeben wurde. Prieester und Laien sollen wetteifern

zum Ge...
hauses i...
Ich id...
Herrn G...
katholisc...
Berf...
schüße...
nehmen!

Es war...
Kap...
waller...
eben...
Wie k...
ante, o...
Kanz...
arte Ku...
renigten...
Volksmi...
en bei...
Seither...
von Ord...
adischen...
nen; nie...
ich irge...
Schaden...
Hienbahn...
eute gel...
das...
Vor...
tätigkeit...
im absol...
gegenteil...
Herzen h...
Wortes...
Gottesjur...
dem Wor...
rauswä...
Kusterlan...
was kan...
Nun...
soll die...
eigenen...
Stunden...
Gren...
Heimat i...
schon lan...
Karlsr...
Ein einige...
alten...
entträge...
wenn ge...
wie K...
Spender...
Nän...
bischof...
zentrum...
stellt...
tapferer...
Da au...
Regierung...
wetteife...
Männ...

um Gelingen dieses unseres ersten Missions-
 aufes in der engeren Heimat.
 Ich schließe mit dem Wunsche des hochwürdigsten
 Herrn Erzbischofes von Sardi Eugen Pacelli, Apo-
 stolischen Nuntius in München, mit dem er das neue
 Werk in eigenem Handschreiben beglückte: „Gott
 schütze St. Paulusheim und segne das Unter-
 nehmen!“

Anmerkung der Redaktion: Geldbei-
 träge sendet man am besten mit Angabe der Verwen-
 dung an die Erzbischöfliche Kollektur in Freiburg
 (Postfachkonto Karlsruhe Nr. 2379), oder direkt an
 das St. Paulusheim in Bruchsal (Postfachkonto
 Karlsruhe Nr. 7213). Zahlarten sind auf jeder
 Post erhältlich. (Weiteres ist auch aus der Anzeige
 in diesem Kalender Seite 112 zu ersehen.)

Der Kapuziner kommt.

Es war im Winter 1888/89, da sah ich den ersten
 Kapuziner. Drei ehrfurchtgebietende Gestalten
 wallendem Barte schritten an uns vorüber, als
 wir eben in Freiburg zur Universität gingen.

Wie kam es, daß ich über 20 Jahre alt werden
 konnte, ohne daß je ein Kapuziner vor uns auf
 der Kanzel erschien? Es bestanden damals noch
 die Kulturkampfgesetze. Erst 1894 fielen diese
 wenigstens soweit, daß der Kapuziner, der beliebte

Volksmissionar, wieder Missio-
 nen bei uns abhalten durfte.
 Seither sind zahllose Predigten
 von Ordensmännern in der
 badischen Heimat gehalten wor-
 den; niemand aber hat gehört,

daß irgendwo jemand dadurch
 Schaden gelitten hätte. Die
 Eisenbahn fährt wie sonst, die
 Leute gehen ihrer Arbeit nach
 und das Land Baden blieb nach
 wie vor ein Musterland. Die
 Tätigkeit der Ordensleute hat
 im absolut nichts geschadet, im
 Gegenteil, in zahllose katholische
 Herzen haben sie den Samen
 des Wortes Gottes ausgestreut.

Die Furcht und was sonst aus
 dem Worte Gottes als Frucht
 herauswächst, schadet auch dem
 Musterland Baden nichts, so
 was kann ihm nur nützen.

Nun hätte das katholische
 Volk die Kapuziner gern im
 eigenen Land gehabt. Bis zur
 Stunde müssen sie draußen vor
 den Grenzpfählen der badischen
 Heimat ihr Klösterlein bauen.
 Schon lang hat der Erzbischof
 von Karlsruhe bei der Regierung
 um einige Männerklöster ange-
 legtens halten. Die Abgeordneten vom
 Zentrum haben

Trträge daraufhin gestellt und
 Reden in dem
 des neuen gehalten. Aber es wollte immer nicht gehen.
 Bei wie Kuttenangst und Kapuzinerfurcht hat in man-
 chen Männerseelen unheimlich gespukt. Allein der
 Erzbischof hat immer wieder angehalten und die
 Zentrumsabgeordneten haben immer neue Anträge
 gestellt. Schließlich verfliegt auch die Kuttenangst
 vor tapferen Männerseelen!

Da auf dem Kriegslandtage 1917/18 hat die
 Regierung das Gesetz vorgelegt, das den Weg für
 den Männerorden ebnet sollte. Das „Kirchengesetz“,

so ist sein Name, fordert jetzt nicht mehr, daß ein
 Kapuziner, wenn er im Badischen wirken will, die
 gleichen Zeugnisse haben muß, wie der Geistliche, der
 Pfarrer werden will. Die Ordensleute studieren
 nämlich gewöhnlich nicht auf den Hochschulen, son-
 dern in ihren Klöstern. Dort genießen sie aber
 meist einen guten Unterricht in der Weltweisheit
 und Gottesgelehrtheit. Hinter so einem armen
 Kapuziner steckt oft viel Weisheit und Wissenschaft,

oft mehr als hinter einem hoch-
 getragenen Herrenmenschen, der
 seinerzeit auf der Hochschule viel
 Bier getrunken, Zeit vertan und
 Geld vergeudet hat.

In dem neuen Kirchengesetz
 haben sie also die alte Kultur-
 kampfbestimmung aus dem
 Sperrgesetz vom Jahre 1874
 hinausgeworfen, die Forderung
 nämlich, daß der Kapuziner oder
 sonst ein Geistlicher, der im
 Badischen öffentliche kirchliche
 Funktionen vornehmen will,
 Zeugnisse haben muß, Zeugnisse
 nämlich, in denen steht, der
 Mann hat das Gymnasium
 durchgemacht und hat drei Jahre
 eine deutsche Hochschule besucht.

Da sie doch mal daran wa-
 ren, haben sie noch andere
 Kulturkampfüberreste aus dem
 Kirchengesetz hinausgesetzt. Es
 war noch eine andere Bestim-
 mung da, die gegen die Jesuiten
 ging. Wenn ein Geistlicher bei
 den Jesuiten studiert hat, so hat
 das der badische Staat nicht gel-
 ten lassen; der Minister durfte
 nicht Dispens geben. Es war
 ihm durch's Gesetz verboten. Es
 war ihm durch's Gesetz verboten.

Es war ihm durch's Gesetz verboten.
 Er durfte nicht dispensieren.
 Er durfte nicht dispensieren.
 Er durfte nicht dispensieren.

Er durfte nicht dispensieren.
 Er durfte nicht dispensieren.
 Er durfte nicht dispensieren.

Er durfte nicht dispensieren.
 Er durfte nicht dispensieren.
 Er durfte nicht dispensieren.

Er durfte nicht dispensieren.
 Er durfte nicht dispensieren.
 Er durfte nicht dispensieren.

Er durfte nicht dispensieren.
 Er durfte nicht dispensieren.
 Er durfte nicht dispensieren.

Er durfte nicht dispensieren.
 Er durfte nicht dispensieren.
 Er durfte nicht dispensieren.

Er durfte nicht dispensieren.
 Er durfte nicht dispensieren.
 Er durfte nicht dispensieren.



Deus, Fortitudo mea!
 Hermann v. Vicari, Erzbischof von
 Freiburg.

Erzbischof Hermann v. Vicari.

andern suchen. Jetzt ist der Artikel im Gesetz abgeschafft und der Herr Erzbischof kann seine Käte frei wählen.

Aber jetzt müssen wir nochmals auf den Kapuziner zurückkommen. Es hat Leute gegeben, es gibt jetzt noch solche, die Angst vor dem Kapuziner haben, wenn er so frei im Lande Baden herumspazieren darf. Deshalb haben sie ins neue Kirchengesetz einen Punkt für ihre Kapuzinerangst hineinbringen wollen. Sie wollten dem Kapuziner einen Strick um den Hals werfen; war der Ordensmann nicht ganz brav, so konnte man geschwind am Strick ziehen und den bösen Ordensmann zum Land hinausführen. In der Zweiten Kammer haben sie es einstimmig abgelehnt, so etwas zu machen und der, welcher es in der Ersten Kammer besorgen wollte, ist auch nicht über den edlen Versuch hinausgekommen. Der Herr Erzbischof ist bei der Sache selber erschienen und hat eine schöne Rede gehalten.

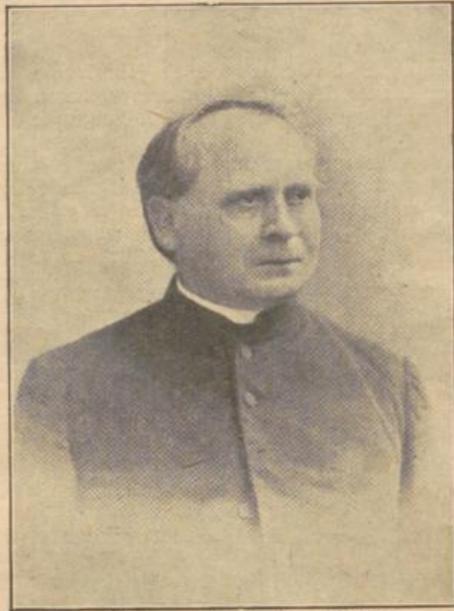
Im neuen Kirchengesetz hat es sich dann noch um die Anstalten gehandelt, in denen die künftigen Geistlichen herangebildet werden. Hier bestanden auch noch allerlei Kulturkampfbestimmungen. Die Gifftigste war folgende: Nehmen wir den Fall, der Direktor des theologischen Konvikts stirbt. Der Erzbischof will jetzt einen Geistlichen zum Direktor machen. Da mußte er bis jetzt den Namen an die Staatsregierung geben. Die hatte nun einen Paragraphen und darnach konnte sie sagen: der Mann ist in unseren Augen „moralisch unwürdig“.

Da lacht doch der Dümme! Wenn der Herr Erzbischof einen Geistlichen für so einen wichtigen Posten aussucht, dann wollen und sollen die Herren in Karlsruhe sagen, der Geistliche, den der Erzbischof da ausgesucht hat, ist sittlich unwürdig. So eine Bestimmung konnte man nur in der Hitze des Kulturkampfes fabrizieren. Das neue Kirchengesetz hat sie mit Recht weggeschafft.

Das Volk wird's dankbar anerkennen, daß Regierung und Volksvertretung mit dem alten Kulturkampfgerümpel ausgeräumt haben; das Volk wird nicht minder dankbar sein, daß endlich auch Männerklöster in Baden zugelassen werden sollen. Es sieht in dem neuen Kirchengesetz ein Werk des Friedens zwischen Staat und Kirche und freut sich über dieses Friedenswerk.

Am 9. April wurde in der Zweiten Kammer das Kirchengesetz angenommen; wenige Tage darnach, am 14. April 1918, waren gerade 50 Jahre verflossen, seit der bedeutendste Erzbischof des Freiburger Sprengels, Hermann von Vicari, der Athanasius der oberrheinischen Kirchenprovinz, im Tode von seiner Herde abgerufen wurde. Er hat die ihm

anvertraute Herde von der seichten Aufklärung weg der auf die grünen Auen frommer, übernatürlicher Gläubigkeit, auf den lebensvollen Anger des christlichen Tugendstrebens zurückgeführt. Er hat die Kirche aus der demütigenden Magdstellung, in die sie „die Omnipotenz einer bevormundenden Regierung“ verwiesen hatte, unter langwierigen Kämpfungen herausgeführt. Wenn das Konkordat von 1859 auf dem nicht zum Ziele gelangte, so wies doch das Gesetz vom 9. Oktober 1860 der Kirche eine freiheitliche Stellung an. Freilich als der hochpriesterliche Kreis die Hände zum Nachtgebete des Lebens feren hatte, brausten bereits die Sturmwinde des Kulturkampfes durch die deutsche Erde. Das Staatsgesetz wurde vom Klerus gefordert. Er hat ihm, noch ehe er stat verboten, es abzulegen oder Dispens zu erbitten. Der Kirche in der Folge an Fesseln angelegt wurde ist heute zum guten Teil getan, dank treuer Nobelfüllung des katholischen Volkes und dank einer weisen, konsequenten Führung. Was die Zweite Kammer am 9. April beschloß, ist zwar einstimmig und gehobenem Sinne beschloß, die Maßnahmen der Katholiken des verewigten Erzbischofs Hermann von Vicari.



Geistlicher Kat Theodor Wader.

Dankbaren Herzens begrüßt das katholische Baden diese Neuordnung in den kirchenpolitischen Gebieten dankbar gegen alle Faktoren die dabei mitgewirkt, dankbar nicht zuletzt auch gegen jene Männer, die seit einem Menschenalter wegt für die Rechte der Kirche gelitten und gestritten und so manches Opfer gebracht haben. Wer den hier nicht mit innigster Dankbarkeit dessen, unser Führer auf politischem Gebiete, Herr Geistlicher Kat Wader, für die Kirche und das katholische Volk, aber auch das ganze badische Land all die Jahrzehnte gearbeitet, gelitten und gekämpft hat! Unter seiner weischaudenden, zielbewußten, genialen Führung ist die Zentrumsparterie geworden, was sie heute ist, ein Faktor im öffentlichen Leben der beachtet werden muß, und diesem Umstände haben wir es im wesentlichen zu verdanken, daß das Staatsschiff in Baden einen anderen Kurs nehmen mußte, um schließlich inmitten des Weltfriedens im Hafen des Friedens mit der Kirche zu landen. Eine gütige Fügung des Himmels hat dieses Ziel seiner politischen Betätigung unseren aller ehrten Führer Wader erleben lassen. Wer von sich freut sich dessen nicht mit ihm? Gebe Gott, seine geschwächte Gesundheit sich wieder bessere, daß er mit uns noch die Tage eines glücklichen Friedens schaue und genieße!

Dem Kapuziner aber gilt unser herzlich Willkommen! Möge reichster Gottes Segen ihm kommen, Segen für Volk und Vaterland!

Direktor Robert Hutter.

geberrraschend drang am 9. August 1917 die Trauer-
 Kunde durch die Stadt Freiburg und das Bade-
 ner Land: Drudereidirektor Robert Hutter ist
 von einem Schlaganfall betroffen worden und bald
 darauf verschieden. Hatte man doch erst wenige
 Tage vorher gehört und gelesen, daß er eine größere
 Versammlung im Katholischen Vereinshause in
 Freiburg geleitet und eine kernige Ansprache gehalten
 hatte; und von einer Erkrankung war inzwischen
 nichts bekannt geworden. Nicht nur als Leiter des
 technischen Betriebs der großen
 Herderschen Druckerei, auch als poli-
 tischer Redner und vor allem als der
 geforderte Organisator des Katholischen
 Volksvereins im Lande Baden hatte
 er die Berührung einer Volkstümlichkeit
 gefunden, die es dem Kalendermann
 zur Pflicht macht, seiner Person
 und ihrer verdienstvollen Tätigkeit
 kurz zu gedenken.

Robert Hutter war ein Sohn
 Oberschwabens; am 27. April 1845
 in Ravensburg geboren, gründete
 er dort ein Geschäft als Flaschner-
 meister und erfreute sich schon früh-
 zeitig des Vertrauens seiner Mit-
 bürger in solchem Maße, daß er
 mit dreißig Jahren zum Obmann
 des Bürgerausschusses gewählt
 wurde. Auf Anregung seines äl-
 teren Bruders Franz Joseph Hutter,
 der in leitender Stellung im Herderschen Verlag
 in Freiburg wirkte, siedelte Robert Hutter am
 1. Oktober 1879 in die Dreisamstadt über und trat
 in den technischen Betrieb der Firma Herder ein.
 Nach kurzer Tätigkeit wurde ihm bereits das ver-
 antwortungsvolle Amt der Druckereileitung dieses
 Werkhause übertragen. Nahezu vier Jahrzehnte
 hindurch war der Name Robert Hutter mit der tech-
 nischen Ausgestaltung des Druckereibetriebs, der jetzt
 zu den größten Deutschlands zählt, mit allen sozia-
 len Fortschritten und modernen Einrichtungen un-
 getrennlich verbunden; er hatte große Erfahrungen
 und umfassende Kenntnisse auf allen Gebieten des
 Druckereibetriebs gesammelt und sein Fachurteil
 galt in Berufskreisen als Autorität. Als Robert
 Hutter am 1. Oktober 1904 sein 59jähriges Jubi-
 läum im Dienste der Firma Herder feierte, zeigte
 sich, welche herzliche, harmonische Beziehungen zwi-
 schen ihm und den zahlreichen ihm unterstellten Ar-
 beitern bestanden.

Schon in den achtziger Jahren beteiligte sich
 Hutter am politischen Leben und gehörte bald zu den
 populärsten Rednern der Zentrumsparlei, wobei ihm
 sein gesunder schwäbischer Humor treffliche Dienste
 leistete. Es verging in den letzten Jahrzehnten

keine Wahlkampagne in Baden, in der nicht Hutter
 in Dutzenden von Versammlungen landauf, landab
 als wirkungsvoller Redner gesprochen hätte. Dem
 Freiburger Stadtparlament gehörte er volle zwanzig
 Jahre als Stadtverordneter und zuletzt als Mitglied
 des geschäftsführenden Vorstandes im Bürgeraus-
 schuß an. Fast ebenso lange war er Mitglied des
 Zentralkomitees der badischen Zentrumsparlei und
 Präsident des Katholischen Bürgervereins Freiburg,
 der unter seiner umsichtigen Leitung seinen höchsten
 Mitgliederstand erreichte.



Direktor Robert Hutter.

In weiteren Kreisen des Landes
 Baden wurde Hutter aber haupt-
 sächlich bekannt als der eifrige
 Organisator des Volksvereins
 für das katholische Deutschland.
 Schon in den ersten Jahren nach
 der 1890 erfolgten Gründung des
 Vereins erfaßte Hutter die große
 Bedeutung dieses Vermächnisses
 unseres unbergehligen Windthorst
 und wirkte zunächst für dessen Ver-
 breitung in Freiburg und nächster
 Umgebung. Seine volkstümliche,
 passende Redeweise sicherte ihm den
 Erfolg. Seine Organisationsgabe
 bewirkte bald, daß man ihn auch
 zu Neugründungen ins Mittel- und
 Unterland erbat. Fast Sonntag für
 Sonntag zog er hinaus und brachte
 in uneigennützigster Weise manche

persönliche Opfer für die hohen Ziele des Vereins.
 Dabei stand er mit der Zentrale in M.-Glabbad stets
 in regem schriftlichen Verkehr und gab dieser höchst
 wertvolle Anregungen. Die Leiter der Zentrale, die
 Herren Pieper, Hise, Dr. Brauns, bernahmen gerne
 die Ratsschläge des gewandten und erfahrenen Ver-
 treters für Baden, schenkten ihm große Aufmerksam-
 keit und zogen ihn selbst in den engeren Vorstand.
 Als die immer größer werdende Arbeitslast die An-
 stellung eines mehr hauptamtlichen Vertreters für
 die Erzdiözese Freiburg erforderte, konnte Hutter
 seinem Nachfolger in der Vereinstätigkeit, dem Ab-
 geordneten Dr. Schofer, eine wohlgeordnete Organi-
 sation übergeben. Hutter hat das bleibende Ver-
 dienst, der erste Organisator des Volksvereins in
 Baden gewesen zu sein und die schwierigste, bah-
 brechende Arbeit geleistet zu haben.

Hutter war ein Mann von vorbildlicher Pflicht-
 treue, von Herzensgüte gegen alle, die seinem
 Schutze anvertraut waren, voller Aufrichtigkeit und
 Gradheit, bei rastlosem Arbeitseifer von größter
 persönlicher Anspruchslosigkeit. Und alle diese guten
 Eigenschaften hatten ihren tiefsten Grund in seiner
 wahren Frömmigkeit und echten christlichen Ge-
 führung.
 H. M.

Wenn Sorg und Zweifel dich erregt,
 Sprich nur, dein Vater gibt dir Rat;
 Er sucht und sinnt, vergleicht und wägt
 Und kommt zum Schluß und eilt zur Tat.

M. Weber

Doch brauchst du Trost in bitterm Leid,
 So klag' der Mutter deinen Schmerz;
 Beut jener Kopf und Hand, sie beut
 Ihr offnes, warmes, weiches Herz.

F. W. Weber.

Altgürtlermeister Josef Wirth von Konstanz

Keine Stadt der Erzdiözese Freiburg hat eine so wechselvolle und lange, teilweise stürmische Kulturgeschichte, wie die Bodenseestadt Konstanz. Politisch und religiös gingen Jahrhunderte lang von hier aus epochenmachende Umwälzungen oder Versuche zu solchen aus.

Kein Wunder! Seit der Verlegung des Bischofssitzes von Windisch im Argau nach Konstanz (553) bis zur Aufhebung des Bistums Konstanz (1821) war Konstanz mit den zwei großen Nachbarkulturstätten Reichenau und St. Gallen oft eine überragende Zentrale des geistigen Lebens Süddeutschlands. Auf seinem Boden tagte denn auch 1414—18 die einzige in Deutschland abgehaltene allgemeine Kirchenversammlung, mit der sich gleichzeitig eine Art europäischer Staatenkongreß verband. Auch der Sturm der Reformation (Konstanz war 1526—48 protestantische Reichsstadt) warf in diese Gegend kräftige Wogen. Die Konstanzer Bistums-geschichte schloß anfangs des 19. Jahrhunderts ab mit kirchlich seichten Bewegungen, die mit den Bezeichnungen *Josefinismus* und *Weissenbergianismus* charakterisiert werden.

Die alte Bodenseestadt war von ihrer alten Bedeutung herabgestiegen. Es war eine stille, kleine Landstadt geworden. Als aber die 1840er Jahre mit ihren freiheitlichen Forderungen der Neuzeit das ganze öffentliche Leben erfassten, wurden Konstanz und das Oberland mächtig erschüttert von allen politischen und religiösen Zeitströmungen. Es ist kein Zufall, daß von dieser alten Kulturzentrale aus alle neuen Volksbewegungen Ausdehnung und Einfluß zu gewinnen suchten. So sehen wir am 12. April 1848 den badischen Revolutionsmann *Heder* vom Balkon des Stadthauses am St. Stefansplatze die „Deutsche Republik“ ausrufen.

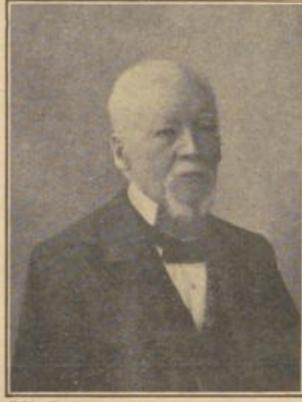
Wir trafen kurz vorher (1845) den Vorkämpfer des sogenannten *Deutschkatholizismus* *Könige* in unserer Stadt, um von dieser aus in Süddeutschland seiner Lehre Eingang zu verschaffen. Er wurde aber von der Konstanzer Jugend mit dem altbekannten *Faßnachtlied* abgelehnt.

Als dann die radikalen, politischen und religiösen Stürme der 1860er Jahre, die mit den Namen *Bürgermeister Stromeyer* (1866—1877), *Otto Ammon* (1868—1881), *Fieser* etc., sowie mit der *Alt-katholikenbewegung* verknüpft sind, in voller Wucht einsetzten, waren die treuen Anhänger der römisch-katholischen Kirche sehr dünn gesäet, führerlos, ohne Organisation und ohne Presse! Dagegen stellte sich der ganze staatliche Bürokratismus in den Dienst aller kirchenfeindlichen Unternehmungen jener Zeit, bis es nach jahrzehntelangem Ringen mit ungleichen Kräften einigen wenigen grundsätzlichen Männern gelang, das katho-

lische Volk von der Zwingherrschafft des gewalttätigen Kulturkampfliberalismus zu befreien.

In diese ganze Zeit großer Umwälzungen, die unser Volk aus der Zeit des absoluten Polizeistaats in die neue Zeit hinüberführten, hat die Vorsehung den *Gürtlermeister Josef Wirth* von Konstanz, geboren am 13. April 1831, gestorben am 15. März 1918, mitten hineingestellt.

Von Jugend auf zeigte er ein gewedtes, lebhaftes Temperament, das von dem Knaben- bis zum Greisenalter alle Zeitergebnisse größter Anteilnahme miterlebte. Wir sehen daher nicht bloß *Josef Wirth* als 18jährigen für alle Volksrechte eingenommenen Freiheitsheiden im Jahre 1849 ausrücken, wir wissen auch, mit welcher glühenden Begeisterung er nach einer außerordentlichsten Gesellen- und Meisterlaufbahn in Freiburg, Zürich, Salzburg, Wien Meister *Wirth* für die hohe Idee eines geeinigten Deutschlands schwärmte und stritt, wie er in diesem Geiste großen deutschen Schöpfungen, besonders das Deutsche Bundesgesetz in Wien (1868) mitmachte. Wir kennen dann das führende Eingreifen des kleinen, schlauen und zielklaren Handwerksmeisters in die Kämpfe gegen den gewalttätigen



Altgürtlermeister Josef Wirth.

Bürgermeister Stromeyer, der am 11. tober 1868 nach heftigem Wahlkampf mit 14 Stimmen Mehrheit gewählt worden war. Welcher damals die Bodenseestadt beherrschte, sagt uns deutlich die Antwort *Stromeyers* auf die Mitteilung des Zentralkomitees zur Vorbereitung der deutschen Katholikensammlungen im Jahre 1869: *Stromeyer* bezeichnete öffentlich die Abhaltung eines Katholikentages in Konstanz als eine „Schande für eine stets zur Fahne des Fortschritts (!) und der freiheitlichen Entwicklung auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens stehende Stadtgemeinde“!!

Aus diesen Auffassungen heraus erwuchs nach Verkündung des Ansehbarkeitsdogmas im Jahre 1870 die rücksichtsloseste Hege gegen Kirche und Papsttum. Die geistigen Führer der kirchenfeindlichen Opposition, gestützt durch die staatlichen Organe der damaligen Zeit, hatten den Plan, vor dem Boden des Jahrhunderts alten berühmten Bistums Konstanz aus eine neue *Deutsch-National-kirche* unter der Firma *Alt-katholizismus* aufzurichten. Mit der Wiederherstellung des Bistums Konstanz und der Inbesitznahme der *Konstanzer Bischofskathedrale* durch die *Alt-katholischen* sollte diese kirchliche Umsturz-bewegung unter staatlichem Schutze für ganz Deutschland eingeleitet werden. Darum kamen alle Größen dieser Richtung (*Friedrich, Michelis, Reinfens, Böll* etc.) oft wochenlang nach Konstanz, von wo sie eine fieberhafte Tätigkeit entfalteten. Am 10. Februar 1873 fan-

ann die wohl einzig dastehende Abstimmung der Konstanzer Männerwelt vor dem badischen Notar Schwarz im oberen Stadthausaal am St. Stefansplatz statt, wonach „jeder Abstimmende das neue Dogma von der päpstlichen Unfehlbarkeit nicht als katholische Lehre anerkennt!“ Mit welchen Mitteln abhängige Leute zur Abstimmung gebracht wurden, zeigt ein Wort Stromeyers, als er von einem städtischen Beamten hörte, er habe noch nicht abgestimmt: „Sagen Sie ihm, wenn er nicht abstimmt hat er Feierabend,“ d. h. dann ist er entlassen!

Da aber statt der erhofften 11—1200 Stimmen nur 657 gegen das Dogma abstimmten, etwa ein Drittel der katholischen volljährigen Männerwelt, sagte man nicht, das Müßter, wie geplant, von der Regierung zu fordern. Man mußte sich mit der bezw. Augustinerkirche begnügen.

Daß dieser gewaltige Sturm abgeschlagen wurde, ein bleibendes Verdienst des Altgürtlermeisters Wirth, der mit einer Schar treuer katholischer Männer zusammen mit den Herren Stiftungsverwalter Edelmann, den Kreisgerichtsräten Baumgart und Meyer den ganzen Tag vor dem Stadthaus die Kontrolle übten und dadurch manche, die wohl dem Druck der Großen erlegen wären, von der Abstimmung fernhielten und so dieselben mit ihren Familien für die Kirche retteten. „Laßt Euch heimgehen“, rief Wirth bei Bekanntgabe des Abstimmungsergebnisses seinen jubelnden Gegnern auf offenkundigem Platze mutig zu. Dadurch dämpfte er den geplanten Siegeslärm bedeutend und gab seiner kleinen Schar Mut und Ausdauer im schweren Kampfe.

Der klugen Politik Wirths im Bürgerausschusse gelang es auch später (1877) den Bürgermeister

Stromeyer zu stürzen, weil er und seine Anhänger Stromeyers finanzielle Mißwirtschaft und vorab die Verwendung städtischer Gelder zur Deckung des verkrachten privaten Unternehmens des „Bathotels“ (Konstanzer Hof), an dem Stromeyer beteiligt war, nachwies.

Daß ein so regsjamer Geist Mitgründer aller katholischen Organisationen, angefangen vom Gesellenverein (1859) und Männerverein (1865) und aller Presseunternehmungen im Seefreis, insbesondere der „Konstanzer Nachrichten“, war, ist ebenso selbstverständlich, wie die Tatsache, daß die mit unzähligen persönlichen und materiellen Opfern in Konstanz gegründeten katholischen Anstalten, z. B. das Vereinshaus St. Johann (1889), in Wirth den Gründer und tatkräftigen Förderer fanden. Auch das braucht nicht besonders hervorgehoben zu werden, daß er bis zu seinem Todestag in führender Stellung an den Arbeiten der Zentrumsparthei und an allen wichtigen Unternehmungen des katholischen öffentlichen Lebens stets mit unermüdlichem Eifer und mit klarem Verstande teilnahm und bis in die letzten Tage seines Lebens regelmäßiger Besucher der zahlreichen Sitzungen des Prekhereins, des Vereinshauses, des Münsterstiftungsrats zc. war. In besonders hervorragender Weise war er beteiligt an der Vorbereitung und Durchführung des 900jährigen St. Konradjubiläums vom 25. November bis 3. Dezember 1876 und des Deutschen Katholikentages von 1880.

Das Leben eines derart seltenen Mannes der Nachwelt zur Nachseiferung vorzustellen, ist der Zweck dieser Zeilen. Der Herr lohne ihm sein großes, erfolgreiches Wirken!

Konstanz, 1918.

Dr. Baur, Rechtsanwalt.

Zwei unvergeßliche Landärzte.

Geschildert von J. Dor.

Einer der größten Wohltäter für eine Gemeinde, für einen Bezirk, ist ein tüchtiger, gewissenhafter und vertrauenerweckender Arzt. Die tiefe Verehrung und allgemeine Wertschätzung eines Arztes erscheint im Vollglanz der Abendsonne, wenn ein solcher Wohltäter von der Erde Abschied nimmt. Solche Ärzte von Gottes Gnaden waren die beiden Volksärzte: Medizinalrat Wilhelm Seiler und Dr. Hermann Zieglmeyer. Beide verdienen, daß ihnen die Andenken in weiten Kreisen fortlebe.

Dr. Hermann Zieglmeyer wurde am 23. Dezember 1853 zu Langenbrüden geboren als Sohn des Landwirts Johann Georg Zieglmeyer und der Johanna Frey. Nach Abolvierung des Gymnasiums studierte er in Basel und Freiburg. In der letzteren Stadt wurde er Mitglied der katholischen Studentenverbindung „Gerchynia“. Auch durch akademische Leben hindurch war dem frohen Studenten der katholische Glaube Leitstern und die Förderung der Kirche. Im Sommer 1880 bestand der Kandidat der Medizin unter allen Prüfungsandidaten mit der besten Note das Staatsexamen.

Am 4. November desselben Jahres begann der junge Arzt in seiner Heimat seine öffentliche Wirksamkeit im Dienste der Kranken. Fast 38 Jahre lang übte Dr. Zieglmeyer seine Praxis im Bruchrain aus. Seine Studien setzte er mit großem Fleiße fort; noch im vorgerückten Mannesalter besuchte er mit vielen Kollegen die regelmäßigen Vorlesungen von bewährten Autoritäten. Ein besonderes Geschick hatte Dr. Zieglmeyer für die Heilung innerer Krankheiten. Im Besuch der Kranken erfüllte er seine Pflichten aufs genaueste und pünktlichste. War eine Krankheit gefährlich, so scheute er keine Mühe und keinen Gang, selbst in stürmischer Nacht. Wie oft verzichtete er auf jegliche Erholung, ja selbst auf Speise und Trank, wenn ihm ein Schwerkranker gemeldet wurde oder jemand seiner ärztlichen Hilfe bedurfte. Nicht selten erschien er drei- und viermal an einem Tage oder in einer Nacht am Krankenbett in einem fremden Dorfe.

War aber in diesem oder jenem Falle die Medizin mit ihren Mitteln zu Ende, so überließ der Mann mit der vornehmen Gesinnung die Bedauernswerten der Vorsehung Gottes und der

Pflege der Angehörigen oder der Schwestern. Dr. Ziegelmeier besaß in allen Kreisen ein unerschütterliches Vertrauen. Dieses Vertrauen wuchs von Jahr zu Jahr und pflanzte von den Eltern auf die Kinder über. Der Heimgegangene faßte seinen Beruf im Lichte der christlichen Sittenlehre auf. Der tiefste Grund seiner allgemeinen Wertschätzung lag aber in seiner Uneigennützigkeit. Diese Tugend gab ihm Freiheit und Sicherheit, Kraft und Nachdruck. Diese echte und wahre Samaritanerliebe gab dem wohlthätigen Arzte auch die Freiheit und Unerfahrenheit im Aufreten. Der Heimgegangene konnte manchmal hart und kantig werden, doch niemand griffte ihm deshalb. Nicht bloß nach unten, sondern auch nach oben zeigte er Mut und Offenheit, namentlich wenn jemand die Gerechtigkeit nach irgend einer Seite verletzte. Wurde er zu Patienten gerufen, die trotz seiner Warnungen und Mahnungen freventliches Spiel mit Leben und Gesundheit trieben, da hielt er mit seinem oft herben und scharfen Tadel nicht hinter den Bergen.

Dr. Ziegelmeier gab sich seinem Berufe mit aller Schaffensfreudigkeit hin. Ueber den Berufspflichten vergaß der Heimgegangene nie die Sorgen für die Seinigen. Für seine Familie, speziell für die Erziehung seiner Kinder, für ihr Studium, für ihr bestes Auskommen und ihre ehrenvolle Stellung in der bürgerlichen Gesellschaft scheute er keine Opfer und keine Mühe.

Der edle Mann blieb allezeit ein Sohn der Scholle, d. h. er liebte den Umgang mit der Heimat, auf der er herangewachsen war. Tiefgläubig war Dr. Ziegelmeier sein ganzes Leben hindurch. Die Religion war unserem Arzt nicht eine leere, äußere Gewohnheit, die man mit Rücksicht auf die Umgebung mitmacht; sie war ihm eine heilige Pflicht, die alle Verhältnisse dieser Erde auf Gott bezieht und mit dem Licht der Ewigkeit verklärt. Darum wählten auch die Bezirke Bruchsal und Eppingen diesen Mann der Tat auch wiederholt zum Mitglied des Kirchensteuerparlamentes.

Als im August 1914 der Weltkrieg ausbrach, wollte der wadere Mann nicht zurückstehen. Er übernahm in Rastatt die Aufsicht und Leitung eines Reservelazarettes. Witten in der Arbeit, am 15. Mai 1915, traf den Unermüdlichen die Schmerzenskunde, daß sein jüngster Sohn Hermann auf dem Felde der Ehre gefallen sei. Im Frühjahr 1917 zeigte sich bei dem schwergeprüften, alternden Manne ein geheimnisvolles Leiden, dem er am 5. September 1917 erlag.

Mit heiligem Ernste bereitete er sich auf die Sterbestunde vor. Als die Trauerkunde vom Hinscheiden sich verbreitete, trauerten Tausende und

Abertausende um den braven Arzt. Den schönsten Nachruf widmete ihm ein Vorgesetzter, der die Aufsicht über alle Lazarette in Rastatt hatte. Er schrieb in der „Rastatter Zeitung“:

„Seit einem Jahr fast schwerer Leidender als seine Kranken, hat er im Dienste ausgehalten bis er zusammenbrach. Ehre seinem Andenken.“

Mit allen Ehren wurde die irdische Hülle der Verbliebenen in Langenbrücken zur letzten Ruhe gebettet.

Zwei Stunden hinter Langenbrücken liegt Eichtersheim. Dort wurde am 1. Februar 1918 ein anderer Jünger der Medizin zu Grabe getragen. Es war



Dr. Hermann Ziegelmeier.



Medizinalrat W. Seiler.

Medizinalrat Wilhelm Seiler. Dieser war ein Sohn des Mittellandes, war am 17. März 1841 in Ungkurz Amt Bühl, geboren. Zum Knaben heran angewachsen, erhielt er den ersten Lateinunterricht bei dem heiligmäßigen Pfarrer Bader Neujahr. Er besuchte dann von 1856 bis 1862 das Lyzeum in Offenburg, wo er stets unter den ersten Schülern glänzte und welchen Preis nach

Gause trug. Die oberen zwei Klassen absolvierte dann in Freiburg unter Direktor Furtwängler.

Der Abiturient widmete sich zuerst dem Studium der Theologie, besuchte auch Vorlesungen in Kunst und römische und deutsche Geschichte.

Nach zweijährigem Studium erkannte der junge Mann, daß er nicht im rechten Beruf sei, er sattelte um und widmete sich mit allem Fleiße der Medizin (1866—1870). Der deutsch-französische Krieg 1870 rief den angehenden Arzt in ein Lazarett nach Schwefingen und später nach Strazburg. Nach Friedensschluß wurde Seiler Assistenzarzt bei dem berühmten Professor Rufmann in Freiburg i. S.

Im Jahre 1872 ließ sich der erprobte Arzt Eichtersheim nieder. Fast ein halbes Jahrhundert wirkte er hier und in der weiten Umgebung in üblicher segensreicher Weise. Wer zählt die Opfer und Mühen, die der Unermüdliche auf sich genommen. Er hat erfahren, wie richtig der Dichter Weber den Arztberuf geschildert:

„Mit Not und Tod ein unablässig Kämpfen, Um Schmerz zu lindern, Fieberglut zu dämpfen, Durch Gottes Huld mit Sinn und leiser Hand, Schlaflose Nächte, ruhelose Tage. Dank, Undank auch, viel Harm und keine Klage.“

Während der drei ersten Jahre des Weltkrieges mußte der greise Mann seine Arbeit verdoppeln denn viele Ärzte in der näheren Umgebung waren zum Heere oder in Lazarette eingezogen worden. Medizinalrat Seiler ist in der Tat ein Opfer des Krieges geworden. Als er einmal in dieser sch

ren Ze
Heidelbe
schloß n
arbeitsb
Der
heitslic
die ihm
wann.
religiöse
sehen, n
seiner P
kurze
Sein Bi
weltbefa
Studien
fort, im

Die
Blut
dan
ergeben
Schaden
Badische
sorge (S
gemacht
darin, d
Verfüm
heitschä
ins bür
Stellung
regelter
Gesellsc
Die Für
nicht ein
die keine
wenn ar
lung im
wegs, m
Invalide
schädigu
und S
bürgerli
radshaf
organis
liche Di

Der
sorge h
Roten
bildungs
schluß
Kereime
Städten
als örtl
Fürjoug
Ortsaus
Bezirk
möglich
Kriegs
großen
müssen,
ihre eige
schüsse
det sich

ren Zeit einen Patienten im Krankenhaus zu Heidelberg besuchte, brach er zusammen und beschloß nach kurzer Krankheit von fünf Tagen sein arbeitsvolles Leben.

Der Heimgegangene war eine aufrechte, wahrheitsliebende, charakterfeste Erscheinung, der allen, die ihn kannten, Hochachtung und Verehrung abgewann. Treu und gewissenhaft erfüllte er seine religiösen Pflichten. Erbauend war es immer, zu sehen, wie der überzeugte Katholik, so oft er auf seiner Praxis an einem Gotteshause vorbeikam, eine kurze Besuchung vor dem Allerheiligsten machte. Sein Lieblingsbuch war die Nachfolge Christi; dieses weltbekannte Büchlein begleitete ihn immer. Seine Studien auf verschiedenen Gebieten setzte er emsig fort, immer trug er ein Buch oder eine Broschüre

bei sich und las eifrig auf seinem Gefährte, grüßte nur kurz und freundlich die Vorüberziehenden.

Seine fernige, echtlautere Frömmigkeit zeigte er in glänzender Weise auf dem Sterbebette. Aus sich selbst verlangte er nach einem Priester, um, wie er sagte, seine Rechnung mit dem Herrgott abzuschließen. Er betete die Gebete des Priesters mit und verrichtete das Confiteor des Ministranten in eigener Person. Er starb am 30. Januar 1918 mit den Worten: „Jesus dir leb ich, Jesus dir sterb ich!“ Die Beerdigung des Unbergeßlichen fand am 1. Februar 1918 auf dem Gottesacker zu Eichersheim statt. Die Feier war eine große Hulldigung der Dankbarkeit für den edlen Wohltäter. Etwa 15 Gemeinden im Umkreis trauerten um den lieben Verstorbenen.

Die Kriegsbeschädigtenfürsorge des Badischen Heimatdanks.

Blut und Leben gaben uns die Brüder, helfst uns danken!“ Diesen Gedanken treuester Dankesergebenheit an die, die im Kampf für ihre Heimat Schäden an ihrer Gesundheit erlitten haben, hat der Badische Landesauschuß der Kriegsbeschädigtenfürsorge (Heimatdank) zum Wahlspruch seiner Arbeit gemacht. Sein Ziel und seine Aufgabe sieht er darin, diejenigen Kriegsteilnehmer, die infolge einer Verwundung oder sonstigen erheblichen Gesundheitschädigung mit verminderter Arbeitsfähigkeit ins bürgerliche Leben zurückkehren, einer Verusstellung zuzuführen, in der sie die Segnungen geregelter Arbeit genießen und nützliche Glieder der Gesellschaft und des wirtschaftlichen Lebens werden. Die Fürsorgeorganisation des Landesauschusses will nicht einseitig denen mit Unterstützung beispringen, die keinen ernstlichen Willen haben, sich durch eigene, wenn auch beschränkte Erwerbsarbeit eine feste Stellung im Leben zu erringen; sie hat aber auch keineswegs, wie das noch häufig von vorurteilsbefangenen Invaliden geargwohnt wird, die Entschädigungsansprüche der Beschädigten gegen Reich und Staat durch die sinnvolle Ueberleitung ins bürgerliche Leben zu beeinträchtigen. Treue Kameradschaft ist der Sinn des Wirkens dieser Landesorganisation, Förderung der Beschädigten und väterliche Hilfsbereitschaft ihre Aufgabe.

mit seiner Kriegsdienstbeschädigung zusammenhängen. —

Bereits während der Lazarettbehandlung des voraussichtlich als Kriegsbeschädigt zur Entlassung Kommenden nimmt die Fürsorge ihre Tätigkeit auf. An jedem größeren Reserverlazarett wurden zu diesem Zweck Fürsorgeauschüsse eingesetzt, die in engster Zusammenarbeit mit der ärztlichen Fürsorge eine glatte Ueberleitung des Invaliden in das bürgerliche Leben vorbereiten. Ist die Lazarettbehandlung des Beschädigten einigermaßen als abgeschlossen zu betrachten, so erfolgt, wenn nicht schon vorher, wie das neuerdings gewöhnlich geschieht, die Verlegung, die Aufnahme der Ueberleitung in einen bürgerlichen Beruf oder die Beurteilung des Invaliden bis zur Entlassung. Es ist durch ein zuverlässiges Meldesystem dafür Sorge getragen, daß jeder heimkehrende Invalide mit der heimatischen Fürsorgestelle in Verbindung kommt.

Bei der Rückkehr ins bürgerliche Leben ist vor allem dies die Hauptfrage: Kann der Beschädigte seinen Beruf wieder aufnehmen oder nicht? Bei dieser Frage muß zunächst geschieden werden zwischen sogen. Kopf- und Handarbeitern. Der Kopfarbeiter, d. h. der einem geistigen Beruf Nachgehende (akademische Berufe und Kaufmannschaft) wird in allen Fällen weit eher seinem früheren Beruf nachgehen können, als derjenige, der mit seiner Glieder Arbeit sein Brot verdient. Nur wenige Beschädigungen (z. B. Kopfverletzungen, Nervenleiden, schwere innere Krankheit) werden den Kopfarbeiter an der weiteren Ausübung seines Berufs hindern. Meist lassen sich jedoch auch bei solchen Schädigungen dem früheren Beruf eng verwandte Tätigkeiten finden, denen der Invalide ohne gesundheitliche Beeinträchtigung und ohne soziale Schädigung nachzugehen vermag.

Wesentlich anders liegen die Verhältnisse beim Handarbeiter (wir fassen den Begriff natürlich weiter und rechnen darunter alle, die eine körperliche Berufstätigkeit ausüben). Verstümmelungen, wie auch innere Leiden, verhindern ihn an seiner Arbeit oder beschränken ihn in seinem Beruf, machen ihn „erwerbsunfähig“ oder „erwerbsbeschränkt“. Hier ist das Eingreifen der Fürsorgeeinrichtungen

Der Landesauschuß der Kriegsbeschädigtenfürsorge hat sich aus dem Badischen Landesverein vom Roten Kreuz und dem Badischen Fürsorgeverein für bildungsfähige Krüppel herausentwickelt. Im Anschluß an die örtlichen Einrichtungen dieser beiden Vereine wurden in allen Amts- und größeren Städten des Landes Bezirks- und Ortsauschüsse als örtliche Organe zur Ausführung der großen Fürsorgeaufgaben gebildet. Diese Bezirks- und Ortsauschüsse haben zunächst die Aufgabe, in ihrem Bezirk durch Aufklärung und Werbetätigkeit ein möglichst großes Interesse an den Aufgaben der Kriegsbeschädigtenfürsorge zu wecken und so die großen Mittel, die der Fürsorge zu Gebot stehen müssen, aufzubringen. Dann aber — und das ist ihr eigentliches Arbeitsgebiet — erledigen die Ausschüsse die gesamte praktische Fürsorge. An sie wendet sich der Kriegsbeschädigte in allen Fragen, die

erforderlich. Wohl gibt das Reich in der Rente mit ihren verschiedenen Zulagen einen gewissen Ausgleich für die verminderte Arbeitsfähigkeit,*), allein selbst wenn die Rente so hoch wäre, daß der Beschädigte davon leben könnte: Eine Arbeit muß gesund und übernommen werden. Ohne sie wird jedes Leben zur Selbstqual, ohne sie müßte sich der Invalide außerhalb der Volksgemeinschaft gestellt sehen. Daß er mit den Kräften, die das Schicksal ihm gelassen hat, noch Aufgaben bewältigt, kann den Invaliden zu einem glücklichen Menschen machen. Er soll in der Gemeinschaft nicht ein Glied sein, das nur verzehrt, er soll die Ueberzeugung bekommen, daß auch die geschwächteste Kraft ihr Teil zum Ganzen beiträgt.

Den Invaliden soweit als möglich wieder zu einer Arbeit tauglich zu machen, die ihm seine frühere soziale Stellung garantiert, ist die Aufgabe der Fürsorgestellten. Der Kriegsbeschädigte, der trotz seiner Beschädigung seinen früheren Beruf fortsetzen kann, scheint überhaupt nicht der Fürsorge zu bedürfen. Doch kann auch ihm die Wohltat der Fürsorgeeinrichtungen zugute kommen. Er hat vielleicht vieles aus seinem Beruf vernachlässigt oder nur das Notwendigste erlernt, das nach vollkommener Ausbildung ihn wesentlich fördern kann. Dafür stehen ihm schon während der Lazarettzeit die Einrichtungen der Lazarettschulen zur Verfügung, die sich am zweckmäßigsten und schönsten am Reservelazarett Ettlingen ausgebildet finden.

Wir haben hier Unterrichtskurse im Baugewerbe, in Maschinen- und Elektrotechnik, Handels- und Büroberuf, Landwirtschaft, Kunsthandwerk und Ausstattungsgewerbe; die Ettlinger Werkstätten bieten für ca. 20 Berufsarten Ausbildungsgelegenheit. Daneben werden noch eine Reihe von Sonderkursen zur Heranziehung von Spezialarbeitern für die Industrie abgehalten. Daß die Unterrichtskurse zuverlässige und gründliche Kenntnisse vermitteln, geht schon daraus hervor, daß im Anschluß an die Kurse ordnungsgemäß Gesellen- und

*) Vgl. hierüber den Aufsatz von Pfr. Fischer in der letztjährigen Ausgabe des Kalenders.

Meisterprüfungen abgelegt werden. Diese Einrichtungen kommen nun nicht nur zur Fortbildung bereits gelernter Leute in Frage, sondern bieten und das ist ihre erste Aufgabe — denen Gelegenheit, sich die nötigen Kenntnisse für einen neuen Lebensberuf zu erwerben, denen ihre Beschädigung die Ausübung ihres früheren Berufs verbietet.

Ihnen tritt bereits im Lazarett die Berufsberatung zur Seite, die vom Vertreter der Fürsorge ausgeübt wird zusammen mit einem Arzt und mit Vertretern der Berufe, für die der Kriegsbeschädigte Neigung zeigt. Durch deren erfahrenen Rat wird es möglich, ein klares Bild von den Erfordernissen und Aussichten der einzelnen Berufe zu bekommen. Sobald sich der Invalide zu einem neuen Beruf entschieden hat, beginnt die theoretische und praktische Einweisung in den Unterrichtskursen und Werkstätten. Bei solchen Kriegsbeschädigten, die aus den Lazaretten ohne Ausbildung in einen neuen Beruf entlassen werden, übernimmt der heimatische Fürsorgeausschuß die Beratung. Die Ausbildung erfolgt

wenn die eigenen Mittel des Beschädigten oder die der Eltern hierzu nicht ausreichen, mit weitgehender Unterstützung des Heimatdanks, die der Bezirksausschuß in die Wege leitet. Diesen Kriegsbeschädigten, die nicht während des Lazarettaufenthalts ausgebildet werden können, dienen besonders

die vom Groß-Landesgewerbeamt veranstalteten Kurse. Das Landesgewerbeamt, das sich die Förderung der Kriegsbeschädigten in vorbildlicher Weise angelegen sein läßt, veranstaltet in Verbindung mit dem Landesauschuß der Kriegsbeschädigtenfürsorge Kurse zur Ausbildung in gewerblichen Berufen. Der Unterricht ist kostenlos, daneben wird freie Verpflegung oder ein Zuschuß zu den Verpflegungskosten, wenn nötig, auch Familienunterstützung gewährt. Abgesehen von dieser kurzfristigen Ausbildung wird geeigneten Invaliden auch die Möglichkeit einer Ausbildung an Gewerbeschulen, Handelsschulen, landwirtschaftlichen und anderen Fachschulen geboten. Zum Besuch dieser Schulen können ebenfalls Beihilfen gewährt werden. Neuerdings dienen



Die Illustrationen stellen eine Trostplakette und eine Denkmünze des Badischen Heimatdankes dar. Beide, in ausgezeichnet bearbeitetem Stahlguß, werden zu Gunsten des Heimatdankes verkauft. Den Verkauf vermitteln die Fürsorgestellten, Kunsthandlungen oder der Künstler P. D. Pfeiffer, Pforzheim, Goldschmiedeschule. Sie werden aber auch vom Heimatdank für größere Spenden den Stiftern überreicht.

nen der Lehrber in stark rrichtet, I Industri schädigt und S reiflichen Allen Kursen Kenntni Beschädig von groß seiner Auch sich der Zweck in Landes als Zen arbeitsn geschaffe der schme werden. zu berüu nung zu werden, stümmel klang m ein steti daß eine werden die einz der Für ben, ber es wurde 10 000 E Invalide darunter meindeb Gesunde und Str weissen d Beschädig zugestell Da e digte, die den, Mü die Grü fürsorge in alle der Heer kaiserliche und Bez Heilfürs nahmen durch, ab Angestell gehort, i ausschuß der in zozialen rungsan Neben here Aus kurz dar schuß fü und die

nen der Ausbildung von Kriegsbeschädigten auch die "Lehrbetriebe für Industriearbeiter" mit dem Sitz in Karlsruhe, eine Gründung, die Lehrbetriebe errichtet, die ungelernete Invaliden zu erwerbsfähigen Industriearbeitern anlernt, Facharbeiter, die durch Beschädigungen beeinträchtigt sind, wieder tauglich macht und Schwerbeschädigten zu einer Verwertung ihrer restlichen Arbeitsfähigkeit in der Industrie verhilft.

Allen vom Landesgewerbeamt veranstalteten Kursen ist gemeinsam, daß sie nicht nur theoretische Kenntnisse vermitteln, sondern auch den Kriegsbeschädigten praktisch schulen. Dieser Umstand ist von großer Bedeutung, wenn der Invalide aufgrund seiner Neuausbildung eine Arbeitsstelle sucht.

Auch der Unterbringung in Arbeitsstellen hat sich der Heimatdank angenommen und zu diesem Zweck in allen Amts- und größeren Städten des Landes Arbeitsnachweise für Kriegsbeschädigte und als Zentralstelle für das ganze Land den "Landesarbeitsnachweis für Kriegsbeschädigte" in Karlsruhe geschaffen. Die Arbeitsvermittlung kann wohl als eine der schwierigsten Aufgaben der Fürsorge angesehen werden. Mehr als anderswo ist hier den oft kaum zu berücksichtigenden Wünschen der Invaliden Rechnung zu tragen, andererseits muß darauf gesehen werden, daß die Beschädigung — sei es eine Verstümmelung oder eine innere Krankheit — im Einklang mit der Arbeit steht, daß die Lohnbedingungen ein stetiges Fortkommen gewährleisten und endlich, daß eine möglichst dauernde Arbeitsstelle gefunden werden kann. Daß der Landesarbeitsnachweis und die einzelnen Arbeitsnachweise ihren Aufgaben in der Fürsorge in hervorragender Weise gerecht werden, beweisen am überzeugendsten einige Zahlen: Es wurden im Zeitraum von 2 Jahren (1915/17) rund 10 000 Stellen gemeldet, um Arbeit nachgefragt 8500 Invaliden; vermittelt wurden über 5000 Stellen, darunter über 2000 Stellen im staatlichen oder Gemeindedienst. Der Landesauschuß gibt, um die Besuche von Kriegsbeschädigten bekannt zu machen und Kriegsbeschädigte auf offene Stellen hinzuweisen den "Badischen Stellenanzeiger für Kriegsbeschädigte" heraus, der allen Interessenten kostenlos zugestellt wird.

Da es sich gezeigt hat, daß häufig Kriegsbeschädigte, die an inneren Erkrankungen entlassen wurden, Rückfälle in ihrer Krankheit erleiden, wurde die Gründung eines "Sonderausschusses für Heilfürsorge" nötig. Dieser Ausschuß tritt in Tätigkeit in allen Fällen, in denen nach den Bestimmungen der Heeresverwaltung nicht eine Neuaufnahme in militärische Lazarette erforderlich ist, worüber die Orts- und Bezirksauschüsse Auskunft geben können. Die Heilfürsorge führt jedoch die gesundheitlichen Maßnahmen (Kuren, ärztliche Behandlung) nur soweit durch, als nicht Kranken-, Unfall-, Invaliden- oder Angestelltenversicherungen, denen der Invalide angehört, dafür einzutreten haben. Dieser Sonderauschuß des Heimatdanks ist, da ein großer Teil der in Frage kommenden Kriegsbeschädigten der sozialen Versicherung angehört, der Landesversicherungsanstalt angegliedert.

Neben diesem Sonderauschuß wurden noch weitere Ausschüsse gebildet, deren Aufgaben wir noch kurz darzustellen hätten, nämlich der Sonderauschuß für Kriegsblindenfürsorge, für Gliedererzatz und die Siedlungsstelle.

Im Anschluß an den Mannheimer Bezirksauschuß wurde die Kriegsblindenfürsorge eingerichtet, die bisher nahezu 80 Fälle vom völligen Erblinden und 40 Fälle schwerer Augenverletzungen behandelt hat. Die Fürsorge gewährt zunächst jedem Kriegsblinden ein Jahr lang Aufenthalt in einer Blindenanstalt, wo er entweder die eigentlichen Blindenberufe, Korbslechtere und Bürstenmacherei, erlernen, oder aber sich im Anschluß an seinen Beruf weiter ausbilden kann. Nach der Ausbildung übernimmt die Fürsorge gemeinsam mit den Kriegsbeschädigtenarbeitsnachweisen die Unterbringung des Kriegsblinden in eine Stellung. Da üben z. B. ein Lehrer, einige Landwirte und ein Schreiner ihren Beruf weiter aus, andere konnten der Kriegsindustrie für geeignete leichtere Arbeiten zugeführt werden. Kriegsblinde Handwerker, die sich entschlossen und soweit ausgebildet haben, ihren Beruf weiter auszuüben, erhalten zur Einrichtung ihres Betriebs Anschaffungen im Wert von etwa 1000 Mark.

Der Ausschuß für Gliedererzatz hat sich die Prüfung der Verbollkommnung von Ersatzgliedern zur Aufgabe gemacht. In der mit dem Mejerbelazarett Ettlingen verbundenen Ersatzgliederwerkstätte werden die Ersatzteile hergestellt und geprüft. Der Ausschuß stellt Mittel zu Versuchszwecken zur Verfügung und setzt für die Orthopäden, um eine rasche Herstellung der Ersatzglieder, an der die Fürsorge lebhaftes Interesse hat, zu fördern, Stüdpämien aus.

Mit der Kriegshinterbliebenenversorgung gemeinsam arbeitet die Siedlungsstelle des Heimatdanks. Sie ist in erster Linie mit der Prüfung und Ueberwachung der Kapitalanlage aufgrund des Kapitalabfindungsgesetzes vom Juli 1916 betraut. Bekanntlich genehmigt die Heeresverwaltung die Kapitalabfindung nur dann, wenn für eine nützliche Verwendung des Geldes Gewähr besteht. Diese nützliche Verwendung prüft die Siedlungsstelle, die außerdem Kriegsbeschädigten in allen Fragen der Kapitalabfindung mit Rat und Tat zur Seite steht. Dafür stehen ihr, da sie aufs engste mit der Geschäftsstelle des Landeswohnungsvereins zusammenarbeitet, reiche Erfahrungen, sowie Mittel und Wege zur Verfügung. Die Siedlungsstelle berät jeden Invaliden in Fragen des Ankaufs eines Grundstücks oder eines Hauses, unterstützt ihn bei der Beschaffung von etwa nötig werdenden Hypotheken und gibt nützliche Fingerzeige bei Berechnungs- und Kauffragen. Wie sehr das Kapitalabfindungsgesetz berechtigten Wünschen der Kriegsbeschädigten entgegenkam und wie gern andererseits von der Beratung der Siedlungsstelle Gebrauch gemacht wird, geht schon daraus hervor, daß gleich nach Inkrafttreten des Gesetzes (bis zum Oktober 1917) 250 Anträge auf Kapitalabfindung bei der Stelle eingereicht und in der gleichen Zeit über 100 Fälle erledigung fanden. In der Hauptsache wurden die Anträge von Landwirten und Industriearbeitern gestellt, die sich mit der Kapitalisierung ihrer Rentenzulagen eigenen Boden und damit, wenn auch in bescheidenem Maße, Selbstständigkeit und Auskommen sicherten oder eine gesunde Wohnung verschafften, die sich im Verhältnis zu den Vorteilen (Ertrag aus kleinem Gartenbau, Bewegungsfreiheit für die Kinder) wesentlich billiger stellte als eine Mietwohnung.

Das wäre in kurzen Zügen ein Bild der Gesamttätigkeit des Landesauschusses der Kriegsbeschädigtenfürsorge und seiner Fürsorgeorgane. Mannigfaltig ist das Aufgabenfeld, aber in reichstem Maße konnten auch Aufgaben gelöst werden. Doch stehen ohne Zweifel die größeren Aufgaben noch bevor, wenn nämlich die große Zahl der im Felde stehenden Arbeitskräfte in die Heimat zur Arbeit zurückkehrt. Das bedeutet für die Kriegsbeschädigten einen Wettbewerb, der nur mit dem zähesten Arbeitswillen der Beschädigten erfolgreich bestanden werden kann.

Zm Hinblick auf diese Uebergangsverhältnisse hat man schon an eine gesetzliche Regelung der Beschäftigung Kriegsbeschädigter gedacht. Es scheint in

allgemeinen bei den Reichsstellen keine Neigung zu bestehen, gesetzliche Bestimmungen zu erlassen, die die Arbeitgeber je nach der Größe des Betriebes die Kriegsbeschädigte einstellen. Doch darf man darauf rechnen, daß die Arbeitgeber, die in so weitgehendem Maße den Heimatdank finanziell stützen, auch nach dem Krieg der Rückkehr der Kriegsbeschädigten in ihr bürgerliche Leben alle Schwierigkeiten aus dem Wege räumen werden. Und wenn alle Kräfte dieser Weise (besonders jeder Bemittelte für die Interessen der Fürsorge stets eine offene Hand hat), werden auch die großen Aufgaben der Uebergangszeit gelöst werden können.

Murgtal und Murgwerk.

Es gibt kaum etwas schöneres, als im Sommer durch's Murgtal zu wandern. Vorbei am fabrikreichen Gaggenau und Ottenau und am prächtigen Städtchen Gernsbach, das wie in einen Blumen-garten gebettet daliegt, führt der Weg ins eigentliche enge Murgtal. Das Herz geht einem auf, wenn man dann in das walddreiche Tal mit seinen

dahinter stehen Zellstoff- und Papierfabriken; andere Werke sind im Entstehen begriffen. Was unser Herrgott erschaffen und der Natur an Kräften gegeben hat, hier wird es von der Industrie ausgezehrt und soll zu immer größerer Bedeutung gebracht werden.



Wehr bei Forbach

steilen Felsklüften hineinkommt, die fast wie Ruinen alter Raubritterneester aussehen. Kaum ein Bauernhaus ist sichtbar, überall dunkle, feuchte Tannenwälder und dazwischen drängt sich die Murg hindurch, bald ein wilder Geselle mit raschen Wogen und bald als wasserloses Steingeröll. Unwillkürlich summt der Schwarzwälder Wanderer: „O Schwarzwald, o Heimat, wie bist du so schön!“ Doch mitten in diesem schönen Gedanken kommt schon der Störenfried. Die Industrie mit ihren mächtigen Kaminen, die immer mehr unser Volksleben erfasst und es zu größerer Blüte und zu größerem Einfluß auf dem Weltmarkt bringen will, hat auch das Murgtal schon gewaltig durchdrungen. Schon vor Weissenbach und

Das einst wilde Wasser der Murg, das sich zwischen engen Felswänden trotzig durchgeschlängelt hat, ist auf lange Strecken verschwunden und nur ein Chaos von Steinen übrig geblieben. Die Zeiten sind vorüber, wo nach dem Volksmund Anekdote und Magd nur dann blühen, wenn sie nicht mehr als dreimal in der Woche Forellen zu essen kamen. Obertsvort, Weissenbach und das idyllische Weissenbach haben heute schon eine stattliche Industrie.

Nach einer prachtvollen Partie durch das wilde romantische Tal kommt Forbach zu Gesicht, ein zügig schön gelegen und förmlich gekrönt mit der Kirche. Und von hier an zeigt sich die übermütiger Geselle, der sein Wasser von Schönmünzach her in schnellem Lauf zu Tal schickt. Man glaubt, sie wolle die kurze Zeit noch nutzen, die ihm gegeben ist. Denn bald soll es anders werden. Manches, was man kurz hinter Forbach schon sieht, deutet darauf, daß man dieser wilden zu Leib rücken und sie der Menschheit dienlich machen will. Auf der Endstation der Murgtalbahn, Raunmünzach, ruft gerade der Schaffner aus: „Wir gehen immer größer. Eine lechte Straßenbiegung vor uns die größte Wasserkraftanlage jeres Badnerlandes — das Sammelbeden Murgwerkes.“

Murg
er Murg
steht ehe
im End
bermlich
Band
Meter ho
sies aus
den Ma
in de
Betonjä
die beide
äume w
schwere, e
allen (je
nsgesfüll
n den S
Murgwa
en. Uebe
Staanle
mer Ma
deren
Stüde,
e gewa
isch zu
en Anla
ung
schützen
nd. Ar
abshl
ter Saug
Anreic
er Saug
bleiten
vorhande
Schl
er eine
der gar
er Sta
u verk
Sammel
denn es
20 000
Basser
mit n
terer S
en er
arcenz,
Mann vo
reden n
der
Sta
gelegte
werde
anlage
zu
Murg
durch g
Meile un
wird in
durch zu
halten.
berische
erfüllt h

scheint in Richtung der Murg immer mehr verbreitert und vertieft. Es geht eher einem See als einem Flußlauf ähnlich. Am Ende dieses Sees ist quer über denselben eine

gehende künstliche Mauer errichtet — 17 Meter hoch —, die zu beiden Seiten des Sees aus einer mächtigen Mauer aus Beton, in der Mitte des Sees aus einer Art

Die beiden Zwischenräume werden durch schwere, eiserne Stollen (sog. Schützen) ausgefüllt, die das fließende Murgwasser aufhalten. Ueber diese ganze Stauanlage führt von einer Mauer zur anderen eine Art

Brücke, auf welcher die gewaltigen, elektrisch zu betreibenden Anlagen zur Herstellung der beiden Schützen angebracht sind. An der rechten

Die Abschlussmauer ist noch ein besonderer, reich konstruierter Saugapparat zum Ableiten von Wasser vorhanden, um bei

starkem Hochwasser eine Beschädigung der Staumwerkzeuge zu verhüten. Das

Sammelbecken füllt, wenn es gefüllt ist, 20 000 Kubikmeter Wasser und macht damit manchem untern Schwarzwald

gelegene ernsthafte Konkurrenz. Das Wasser der Murg fließt nur durch die von der linken Seite

hört. Das Staumwerkzeug, die sog. Klärung, werden zunächst durch den Murgstauwerkzeuge eiserne Rechen fließen, wo

Murgstauwerkzeuge größere Holz aus Mauerwerk und größere Steine aufgehoben werden, kommt es in einen großen Raum und geht von da wieder durch zwei engmaschige Rechen, die den Sand zurückhalten. Von da an beginnt der eigentliche unterirdische Lauf des Murgwassers, bis es seinen Zweck erfüllt hat. Sobald das Wasser die zwei engmaschi-

gen Rechen passiert hat, verschwindet es in zwei nebeneinander befindlichen unterirdischen Leitungen, von denen jede etwa 8 Meter breit und ebenso hoch ist, die beide in den sogenannten runden Stollen

einmünden, der die Wassermassen nahezu 6 Kilometer lang weiterleitet. Durch diese Stollen kann man jetzt noch bequem durchlaufen

und mit dem erhobenen Stock kaum die Decke erreichen; das Innere der Stollenwände ist ausbetoniert, damit keine

Teile des Felsens herunterfallen können und daß das Wasser nicht durchsickern kann. Die

Stollenleitung führt durch den Berg durch und mündet in den Sockel des sog. Wasserjoches bei Forbach ein, einen turmartigen Bau aus Zement, wovon nur das

Dach über dem Waldboden sichtbar ist, während der ganze übrige Teil sich im Berg im Boden befindet. Das Gefälle

des Wassers vom Wasserjoch bis hierher ist gering, denn der obere Rand des Wasserjoches steht auf gleicher

Höhe mit dem Wasserspiegel des Sammelbeckens. Durch den Druck des Wassers vom Sammelbecken und durch das

Gefälle in der Stollenleitung schießt das Wasser mit solcher Gewalt in das Wasserjoch ein, daß dieses fast bis zum oberen Rand mit Wasser angefüllt wird.

Vom Wasserjoch aus wird das Wasser in zwei schmiedeeisernen Röhren von



Kraftshaus mit Rohrleitung, Seilbahn und Wasserjoch.

je 140 Meter Länge mit starkem Gefälle und ungeheuerem Druck den Berg herunter geleitet und treibt im sog. Kraftshaus bei Forbach fünf mächtige Turbinen an, mittels deren etwa 100 000 Kilowatt Elektrizität gewonnen werden. Hier liegt also die eigentlich befruchtende Tätigkeit des Wassers. Wäh-

rend die gewonnene elektrische Kraft in die sog. Verteilungsleitung geführt und dort verarbeitet und weiter gegeben wird, fließt das ausgenützte Wasser kurz bei Forbach wieder in ein weiteres Sammelbecken — das sog. Ausgleichbecken — mit 225 000 Kubikmeter Rauminhalt und wird dort nochmals von dem sog. Niederdruckwerk zur Erzeugung einer großen Menge — etwa 15 000 Kilowatt — elektrischer Kraft benützt. Erst von da an wird das Wurgwasser wieder seinem früheren Flussbett gänzlich zugeführt.

Die Kosten des gewaltigen Werkes, die im Oktober 1915 zu 14 690 000 Mark veranschlagt waren, haben sich unter der Teuerung der Kriegszeit auf

nahezu 28 Millionen erhöht. — Von dem Werke Kraftanlage, einem Werk unseres badischen genialen Geheimen Oberbaurats Hauger, kann man sich heute kaum ein abschließendes Urteil bilden. Die gewonnene elektrische Kraft wird groß sein, daß nicht nur ganz Baden, sondern auch weite Landesteile außerhalb Badens mit Licht und Kraft versorgt und dadurch eine Unsumme unserer kostbaren Kohle eingespart werden wird. Vorerst nur das kleinere sog. Niederdruckwerk in Tätigkeit. Wird erst das ganze Werk betrieben, so wird damit eine förmliche Umwälzung in unserer heimischen Industrie, aber auch besseres Licht für Beleuchtung in Baden zur Verfügung stehen.

Ein deutscher Feldgeistlicher u. französische Kommunionkinder

Von Divisionspfarrer Friedrich Horn.

Ein kleines, nettes Landstädtchen hinter der Westfront. Ein Städtchen ohne Pfarrer, wie es seit dem Kriege so viele im besetzten Gebiete gibt. Gleich

bei Kriegsbeginn wurden nämlich viele dieser Pfarrer eingezogen, entweder zum Sanitätsdienste oder auch sogar zum Dienste mit der Waffe; andere sind damals mit einem Teil ihrer Pfarrkinder vor den Deutschen, den „Barbaren“, geflohen und befinden sich nun jenseits der Front. In dem Städtchen, von dem ich reden will, gibt es aber noch recht viele Pfarrkinder.

Sie haben fast nur eine Möglichkeit zum Gottesdienstbesuch: wenn wir Feldgeistliche kommen, um unsern Soldaten Gottesdienst zu halten. Der französische Curé des Nachbarstädtchen kann nur ein paar mal das Jahr hindurch herüberkommen, um sich auch der hiesigen Katholiken etwas anzunehmen.

In diesem Städtchen und in der nächsten Umgebung lagen wir einige Zeit in Ruhe. Als treue Hüterin aller religiösen Interessen der Pfarrgemeinde lernte ich schon gleich am ersten Tage eine alte siebzugjährige, brave, fromme Schwester kennen, die als der letzte Rest einer kleinen Niederlassung allein bei der allgemeinen Flucht in den Augusttagen 1914 zurückgeblieben war. Freiwillig, mit mutiger Beharrlichkeit war sie geblieben, um die Kirche und das Heiligtum zu hüten, um sich der

alten Leute anzunehmen, die nicht fliehen konnten. Alle Achtung vor dieser Schwester, vor ihrer Tapferkeit, ihrem Seeleneifer, ihrer Pflichttreue! Sie

ist Eifer für die Kommunion. In ihrer Brust schlief ein wahres Apostelherz. Soeur St. Méon heißt sie, mit ihrem Mädchennamen. Ein Feldgeistlicher, der einstens durchkam, schenkte ihr ein Bildchen, schrieb darauf à l'ange l'apôtre de Dem Engen und der stolten ganz ist die brave Schwester es auch be-
 wenn er über diese armen Kommunionkinder legen! den Kindern und wehlichen Ergebenheit, mich diesem mir stellen Schwesterlein.“
 auch voll
 Der Tag; in dem Kinder, Lachen, wissen die Gottes! noch dazu nion empommuni hat es n den.“ Die den Häu soll zusam der Kin verhältni-
 jedes gether in lo und Kindern kam ich dem Besten die laute den Kin Welland Sie n gegen im Stricht, so meiner Sache, erichten, je Eigentag



müdig, unverdroffen schürte sie mit heiligem Eifer die wenigen Funken religiösen Lebens, daß sie nicht gänzlich erloschen, daß sie weiter glühten in den Herzen und das arme Volk in seinem Elend der Trost verfochten liehen, den nur die Religion solchen trüben Tagen uns zu bieten vermag. Sie sagte den Leuten, sie sollten doch auch zu den deutschen Feldgeistlichen in die Messe gehen, sie sollten nur den Priester, den Gesalbten Gottes in einem jeden sehen, sie sollten bei ihnen beichten und kommunizieren und sich auch von ihrer Hand die Trostmittel der heiligen Religion reichen lassen. Sie sammelte die Kinder um sich und lehrte sie beten und unterrichtete sie, so gut es ging, in den Wahrheiten des Glaubens. Sie bat die Feldgeistlichen, die gelegentlich ins Städtchen kamen, sich der Kranken an-

dem W
badisch
ger, ta
des Ur
t wird
ndern a
Licht u
ne unfer
Vorerst
Tätigke
wird dar
heimlich
eleuchtu

nehmen und ihnen die heiligen Sterbesakramente zu reichen.
Diese fromme, eifrige Schwester kam nun neu- lich zu mir und bat mich und flehte: „Herr Pfarrer, wollen Sie nicht so gut sein und sich etwas der armen Kinder hier annehmen, um sie mit mir zu- sammen zur ersten heiligen Kommunion vorzubereiten. Die wachsen so ganz ohne Gott auf, werden bereits 13, 14, 15 Jahre alt; wenn wir die jetzt nicht nehmen, gehen sie der Religion gänzlich verloren. Die Eltern sind damit einverstanden und bitten Sie auch darum in meinem Namen.“ „Ich will es mir überlegen,“ war meine Antwort. Ich habe es mir überlegt. Ich sagte mir: „Du, der fremde Priester, der du jeden Augenblick wieder von hier weg- kommen kannst, willst diese Kinder in ihrer gänz- lichen religiösen Verwahrlosung unterrichten, sie, die keinen Schimmer haben von den Wahrheiten unseres heiligen Glaubens? Du willst sie so in aller Eile vorbereiten auf eine so wichtige Handlung? Was wird einst der französische Pfarrer dazu sagen, wenn er heimkommt nach dem Kriege?“ Ich habe

Kind
n konnt
er Tapa
Sie
für ge
in ihrer
t
wahr
ostelherz
tr St.
heißt
ihrem C
snamen
Feldge
der an
s
rchfam,
fte ihr
hen
eb dar
ange
stre de
m Enge
der
n von
ist
e brave
bester
n; ich m
uch befe
Unge
gem G
B sie n
en in d
Glend d
eligion
mag. S
den dem
sie soll
in eine
und kon
die Tro
sen. S
beten u
Bahrheit
n, die
anken o

aber auch noch an anderes gedacht. Wie notwendig diese armen Kinder das Gnadenmittel der heiligen Kommunion hätten in solcher Zeit. Eine Jugend ohne Gott! ohne Heilandsgnade! ohne Heilands- segnen! Ich dachte an die Vorliebe des Heilands zu den Kindlein. „Laßt die Kindlein zu mir kommen und wehret ihnen nicht!“ Ich dachte an die päpst- lichen Erlasse über die Kinderkommunion. Ich habe gebetet, um das Richtige zu treffen. Ich konnte mich dieser heiligen Priesteraufgabe, die der Himmel mir stellte, nicht entziehen. Ich „mußte“ der Schwester sagen: „Ja, Schwester, ich bin dazu be- reit.“ Der Herr Curé des Nachbarstädtchens war auch voll und ganz damit einverstanden.

Der erste Kommunionunterricht. Ein Nachmit- tag; in der Sakristei der Kirche. Vor mir ein Haufen Kinder, 20 Knaben und 16 Mädchen. Ein Lärmen, Lachen, Sprechen wie draußen auf der Straße. Was wissen die von der Ehrfurcht vor dem heiligen Hause Gottes! Ein Mädchen von 22 Jahren kommt auch noch dazu; es möchte auch die erste heilige Kommu- nion empfangen. Es hat noch nie gebeichtet, noch nie kommuniziert. „Papa ne l'a pas voulu.“ „Vater hat es nicht gelitten, jetzt ist er damit einverstän- den.“ Die eifrige Schwester! Was muß die in den Häusern herumgelaufen sein, um die Kinder all zusammen zu bringen! Ich nehme die Auswahl der Kinder vor, erkundige mich nach den Familien- verhältnissen jedes einzelnen und frage auch, ob jedes getauft ist. Das ist keine überflüssige Frage hier in Frankreich; in demselben Städtchen gibt es so und sovielle ungetaufte Kinder. Bei einigen Kindern hatte ich einiges Bedenken, aber dann be- kam ich Kinderworte mit so viel Sehnsucht nach dem Jesufinde zu hören, da sah ich Kindertränen, die lauter noch als Worte flehten, ich konnte sol- chen Kindern nicht wehren, ich „mußte“ sie zum Heiland kommen lassen.

Sie wurden bald so brav, so fromm, so einge- zogen im Gotteshaus, so aufmerksam beim Unter- richt, so liebe, brave Kommunionkinder, wie sie in meiner Heimat auch nicht besser sind. Eine schwere Sache, eine harte Arbeit, solche Kinder zu unter- richten, sie hinreichend vorzubereiten auf den großen Feiertag! In der Sprache der Kinder redete ich

zu ihnen und erklärte ihnen einfach das „Credo“, das „Ich glaube an Gott, Vater“. Sie verstanden mich so gut und behielten alles so leicht. An ein Auswendiglernenlassen des Katechismus war nicht zu denken bei der kurzen Zeit, mit der ich rechnen mußte. Dem Inhalte nach kannten sie den Katechismus.

Die lieben, frohen, schönen Stunden in der Sakristei bei meinen kleinen Französlern! Was lag denen an meiner deutschen Uniform, sie waren Feuer und Flamme für das, was ich sagte!

Endlich waren sie soweit vorbereitet, sie wußten vor allem genug vom Allerheiligsten Altarsakra- mente; ich konnte sie zulassen zur ersten heiligen Kommunion. Am Weißen Sonntag selber ging es nicht, da hatte ich mit meinen Soldaten zu tun. Aber gleich am Montage, es war dieses Jahr das Fest Maria Verkündigung, sollte die Feier stattfinden, da sollte das Wort wieder Fleisch werden, um die Seelennahrung unschuldiger Kinderherzen zu werden. Am Nachmittag des Weißen Sonntags habe ich sie Beichte gehört. Bis ich da mit allen fertig war! Zwei- und dreimal kamen sie gelaufen: „Herr Pfarrer, ich habe das noch vergessen vorhin, ich möchte doch alles sagen und nichts verschweigen.“ Endlich waren alle glücklich und ruhig im Herzen.

Der Tag der ersten heiligen Kommunion. Alles andächtig versammelt in der großen, schönen Kirche. Hinten in der Kirche stellen wir uns auf zur Pro- zession. Die Eltern hatten ihre Kinder alle ganz fein hergerichtet. Singend ziehen wir vor ins Heiligtum. Die brennenden Kerzen fehlen, dafür brennen die Herzen in heiliger Gottesliebe. Erneuerung des Taufgelübdes nach dem Freiburger Magnifikat. Wie begeistert sie immer rufen: „Nous le croyons! Nous le promettons!“ Wir glauben, wir geloben. Es beginnt die heilige Messe. Wir singen und beten miteinander in tiefster An- dacht. Ich halte meine Ansprache an die Kinder, aber noch mehr an die Erwachsenen, an die Eltern, denn die hatten es fast noch nötiger. Denen mußte ich doch sagen, was sie nun diesen Kindern schul- deten. Dann, — dann gingen 20 Franzosenbuben und 12 Franzosenmädchen zum erstenmal zum Tische des Herrn. Ich, der deutsche Soldaten- pfarrer, durfte sie wohlvorbereitet dem göttlichen Kinderfreunde vorführen, daß er sie segne mit seinem Heilandssegnen. Ich war glücklich, wie die Kinder alle selber.

Fromme Dankfagungsgebete! Frohe Dankes- lieder! Dann zogen wir hin zum Altar der Mutter- gottes und alle weiheten sich reinen Herzens, from- men Sinnes Maria, der Königin der Engel, der reinsten Jungfrau Maria.

Am Nachmittag feierliche Sakramentsandacht. Die Kirche war noch fleißiger besucht als morgens. Es hatte sich herumgesprochen. Ich hatte durch die Schwester erfahren, daß man eine Kollekte für mich halten wolle. Ich sagte ihnen, nicht mit Geld soll- ten sie uns danken, sie sollten mit uns um baldigen Frieden beten.

Dann ließ ich nochmals all meine Kommunion- kinderchen in die Sakristei kommen; ich wollte ihnen ein kleines Andenken geben und mich von einem jeden verabschieden. Da ließ sie zuerst die Schwe- ster all ihre Namen auf ein fein aufgesetztes Dank- schreiben setzen mit den Worten tiefster Dankbar-

Zeit für alles das, was der deutsche Feldgeistliche für sie getan hätte. Ich könnte dies Dankschreiben mit all den Unterschriften hier veröffentlichen. Es ist eines meiner liebsten Dokumente aus der Zeit des Weltkrieges, es ist ein Dokument lieblichen Friedens, friedlicher Eintracht aus der wilden Zeit blütigen Völkerrasses. Es würde treffend in das berühmte Baudrillartische Buch: „La guerre allemande et le catholicisme“ hineinpassen, um zu zeigen, wie wenig die Tatsachen den Verleumdungen dieses Buches entsprechen.

Dann kam der Abschied. Ich nahm jedes Kind bei der Hand und sah ihm tief ins frohe Auge. Sie dankten mir so gerührt. Einige weinten. Uns allen war das Herz so voll, wir hatten uns so gut ver-

standen, ich, der deutsche Feldgeistliche, und sie, die lieben kleinen Franzosenkinderchen. Als ich die Sakristei verließ, war es mir zu Mute, als trennte ich mich von einer Stätte, wo ich viele Stunden edelsten Priesterglüdes erleben durfte. Sie haben gut kommuniziert, diese Kinder, denn dankbar erzählten mir die Eltern, daß sie nicht mehr wieder erkennen, so hätten sie sich gebessert. Viele sind schon kleine Apostel in ihren Familien geworden. Zwei Mütter haben mir ein paar Tage darauf zwei Kinder zur Taufe gebracht, die bereits 3 Jahre alt waren und nach dem Willen der Mutter nie getauft werden sollten. Meine braven Kommunionkinder haben die zwei Mütter zu diesem Schritte gedrängt. So geschehen in M. im Frühjahr 1918.

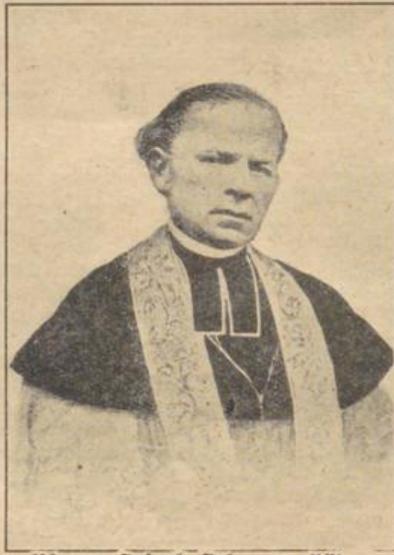
Neufacheck.

Wenn du vom Grabe des seligen Alban Stolz in Bühl über Maria Linden und die Winda hinauf wanderst durchs Nebgelände, tut sich dir nach kurzer Wanderung auf der Waldhöhe ein liebliches Bild auf: Neufacheck, ein beliebter Kurort für Leib und Seele. Hier in diesem herrlichen Winkel unserer heimatlichen Berge, in Neufacheck hat Alban Stolz seinen ersten Kalender für Zeit und Ewigkeit geschrieben; seine einzigartigen Naturbilder sind ein Widerschein dieser Berge in seiner gott erleuchteten Seele.

Heute tut's dem Kalendermann das liebe Klosterlein von Neufacheck an, das vor einem Jahr (am 7. Juli 1917) gleichsam als Geschenk zu Großherzogs-Geburtstag die staatliche Genehmigung erhielt, als erstes Kloster in Baden seit vielen Jahren, und das so zum Symbol einer neuen Zeit geworden, in der Kirche und Staat einträchtig und vertrauensvoll zusammenarbeiten zum Wohle des unter dem Kriege leidenden Volkes.

Die Gründung des Klosters Neufacheck liegt schon ein ganzes Menschenalter zurück. Hart und mühsam war zum Teil der lange Weg der Zeit; aber Gottes Vorsehung war sichtbar mit dem edlen Werke. Ende der 30er und anfangs der 40er Jahre war zu Freiburg am Lyzeum und an der höheren Bürger Schule ein heiligmächtiger Priester, Joseph Joh. Väder, ein geborener Freiburger, als geistlicher Lehrer tätig. Daneben widmete er sich mit großem Eifer der Seelsorge. Er war ein vielgesuchter Beichtvater und hörte oft bis spät abends die Beichten der aus den Schwarzwaldtälern herbeigeeilten Katholiken. Da geschah es, daß die Regierung in Karlsruhe Väder zunächst von der Erteilung des Religionsunterrichts enthob und ihn 1846 kurzer Hand auf die erledigte Pfarrei

Neufacheck versetzte. Väder wurde trotz Bitten kein Grund für diese ihn schwer fränkende Versetzung angegeben, dagegen erklärt, wenn er verzichte, werde er als Pfarroerweiser verwendet oder auf den Titeltitel gesetzt. Väder nahm die Pfarrei an und widmete sich mit wahren Feuereifer der Seelsorge.



Pfarrer Joseph Johannes Väder, der Gründer von Neufacheck.

Vom Rufe seiner Frömmigkeit angezogen, kamen bald viele Beichtkinder zu ihm, selbst aus weiter Ferne, bis aus Württemberg und dem Elsaß. Oft teilte er an Sonn- und Feiertagen nachmittags 4 Uhr noch die heilige Kommunion aus; an manchen Tagen saß er bis nachts 2 Uhr im Beichtstuhl. Das Walten des heiligmächtigen Mannes blieb nicht ohne reiche Früchte. Im Jahr 1855 siedelte sich in der Nähe des 1853 auf Neufacheck errichteten „Wolfenkreuzes“ eine fromme Vereinigung von Jungfrauen an, die, von Vädters Wort und Beispiel angeleitet, ein Leben der Frömmigkeit und Nächstenliebe zu führen beschloßen. Die Lebensberufe waren in jener Zeit im Badischen eine Seltenheit und mußten durch Männer wie Väder erst geweckt werden. Väder erwarb für diesen Zweck mit Hilfe der

Jungfrauen ein Bauerngut in Neufacheck. Die Schwestern erbauten daneben ein Schwesternhaus mit kleiner Hauskapelle, der heiligen Afra geweiht, wozu später noch ein Anbau kam. Im Jahre 1858 reiste die erste Oberin Barbara Kopp von Waldmühl (1855—1870) nach dem Dominikanerinnenkloster Adelhausen bei Freiburg und erhielt dort für ihr Haus die Dominikanerinnenregel. Seit diesen ersten Anfängen klösterlichen Lebens in Neufacheck im Jahre 1855 bis auf den heutigen Tag hielten die Schwestern bei Tag und Nacht ununterbrochen die ewige Anbetung; solange sie das Allerheiligste

noch nicht in der Hauskapelle hatten, gingen sie in die Pfarrkirche in Neusäß. Welcher Strom von Segen wird hier seit 63 Jahren auf das Wirken der Kongregation auf Kirche und Vaterland herabgeschleht! Die Schwestern wollen, weil im Kriege genehmigt, zum Kriegsgedächtnis diese fromme Übung auch für alle Zukunft beibehalten, um Gott zu danken für den Schutz, den er unserem Heimatlande in diesem furchtbaren Kriege angedeihen ließ.

Schon in den ersten Jahren oblagen die Schwestern neben den Werken der Frömmigkeit auch der Liebesätigkeit. Sobald die Gebäude verfügbar waren, nahmen sie Waisenkinder auf; sie hatten manchmal bis zu 30 Kinder und brachten für sie große Opfer. Wahrscheinlich war das die erste derartige Waisenanstalt in Baden, wie die ewige Anbetung, hervorgegangen aus dem Geiste Bädere. Als 1859 der damalige Pfarverweser Fr. A. Lender in Schwarzach nach dem Vorbild von Neusäß auch eine Waisenanstalt errichtete, traf die Kirchenbehörde die Anordnung, daß Neusäß für Mädchen und Schwarzach für Knaben bestimmt wurde.

Bädere Seeleneifer trachtete darnach, in Neusäß auch eine Kirche zu bauen. Sein großes Gottvertrauen ließ ihn das Werk beginnen und trotz unabsehbarer Schwierigkeiten auch vollenden. Am Feste Mariä Schnee 1860 wurde beim Wolkentanz der Grundstein zu dem Gotteshaus gelegt, im Herbst 1863 war es fertig und am 21. Januar 1864 wurde es von Bädere eingeweiht. Hierher wurde 1869 der Leichnam Bädere († 16. 4. 67) vom Gottesader in Neusäß übertragen und beigesetzt. Zu der Kirche gehörte notwendig ein eigens angestellter Priester; auch dafür sorgte Bädere, indem er den Benefiziums-fonds gründete und ihm sein ganzes Vermögen von 14 700 Gulden vermachte.

Das Benefizium von Neusäß hatten inne: Dr. Jos. Ant. Keller (1869—1873), Emil Stern (1873—1875), Jos. Groß (1875—1877), Karl Fehsenbach (1877—1878), Gustav Epp (1878—1879), Ludw. Jung (1879—1891), Bernhard Vollmer (1891—1900), Heinrich Mohr (1900—1902), Alois Fleischmann (1902—1905), Karl Haaser vorübergehend einige Monate, Franz Geiger (1905 bis 1907) und seit 1907 Alois Fleischmann, der reich an Verdiensten um das Kloster 1917 zum ersten Superior ernannt wurde.

Ungefähr zur gleichen Zeit mit der Kirche wurden auch die neuen Gebäude neben der Kirche er-

baut. Der eine Seitenbau ist die Wohnung für den Geistlichen, der andere Seitenbau mit dem 1895 erstellten Querbau dient als Heim für Erholungsbedürftige und als Exerzitionsbau. Im Jahre 1896 gab der damalige Klosterpfarrer von Baden, unser heutiger Herr Erzbischof Thomas Rörber, die Anregung, in den schönen Räumen einen Exerzitionskurs für Jungfrauen aus-



Kloster Neusäß

zuschreiben, welchen er dann selbst leitete. Damit begannen die so segensreichen Exerzitionen, welche seitdem Jahr um Jahr für verschiedene Stände hier stattfanden und im letzten Friedensjahr 1913 zusammen 1650 Teilnehmer aufwiesen. Wie mancher unserer braven Soldaten hat von den Rekrutenexerzitionen einen reichen Schatz mit hinaus genommen in Kampf und Todesnot!

Im Jahre 1912 wurde die Dienstbotenschule des Klosters ins Leben gerufen. Die Idee dieser Schule geht ebenfalls auf Bädere zurück, der sich mit dem Gedanken trug, die Dienstmädchen in Vereinen zusammenzuschließen und in eigenen Heimen vor den Gefahren der Städte zu schützen. In Offenburg bildete sich schon in den 50er Jahren ein solcher Verein. Für diese Zwecke sollten die Schwestern, die er Dienstbotenorden nannte, die Dienstbotenausbildung und den Dienstbotenschutz in ihre Regel aufnehmen, „um dadurch den Geist Christi

in die Familien zu tragen". Die Dienstbotenschule, wie sie jetzt in Neufabek eingerichtet ist, will Mädchen die nötige Ausbildung für den Dienstbotenberuf geben, damit sie als gelernte Dienstmädchen Anspruch auf eine gute Stelle machen können. Dienstboten wie Herrschaften werden diese Einrichtung als eine Wohltat empfinden, besonders arme Mädchen, denen die ganze Ausbildung unentgeltlich gewährt wird. Die einjährige Unterweisung erstreckt sich: 1. auf Anleitung im Kochen für einfache und bessere Küche und in den sonstigen Küchenarbeiten; 2. in der richtigen Behandlung des verschiedenen Geschirres; 3. im Servieren und Tischdecken; 4. im Zimmermachen und Putzen, besonders der verschiedenen Böden (Parkett, lackierte und geölte Böden); 5. im Waschen und in der Behandlung der verschiedenen Wascharten; 6. im Bügeln; 7. im Nähen, Kliden und Stricken; 8. in der Behandlung der Zimmerpflanzen; 9. Anstandsunterricht; 10. Weiterbildung des religiösen Schul- und Christenlehreunterrichts; 11. Unterweisung in den Standesingen; 12. Bekanntmachung mit den verschiedenen Organisationen für weibliche Dienstboten. Die Anstalt steht in Verbindung mit verschiedenen Stellenvermittlungsanstalten für weibliche Dienstboten. Anmeldungen sind zu richten an die Oberin des Klosters Neufabek. Außerdem werden hier auch Schwestern ausgebildet für die Erziehungsstätigkeit in Kleinkinderschulen und Waisenhäusern und anderen dem öffentlichen Wohle dienenden Anstalten, sowie in der Krankenpflege.

Die erste Oberin war, wie erwähnt, Barbara Kopp von Baldurm (1855—1870), die zweite Agatha Kießer von Urloffen (1870—1883), die dritte Katharina Knapp von Ottenhöfen (1883 bis 1912) und die jetzige Oberin ist Anna Herzm von Eizental.

Diese kurzen Angaben mögen genügen, um auch dem Fernerstehenden ein kleines Bild zu geben von der reichen, segensvollen Arbeit der neuen Kongregation der Schwestern vom III. Orden des heiligen

Dominius und der Geschichte ihres Klosterleins in Neufabek.

Es war ein langer und harter Weg, auf dem sichtbar Gottes Vorsehung die kleine Klostergemeinschaft geführt hat von ihren ersten Anfängen bis zu ihrer endlichen Genehmigung, bis zu dem Feste des heiligen Dominius (4. August) 1917, an welchem zum erstenmal das Fest der Einkleidung begehen konnte. An diesem Tage empfingen 39 Schwestern aus der Hand des Herrn Erzbischofs Dr. Thomas Hörber das Ordenskleid der neuen Kongregation. Freudiger Dank gegen Gottes Barmherzigkeit sprach aus den Worten des Erzbischofs bei der Einkleidungsfeier. Insbesondere gedachte er voll Dankbarkeit des Stifters und Gründers von Neufabek des † Pfarrers Wäber, des † Prälaten Lender von Sasbach, der in stürmischer Zeit wie ein Vater für das Haus gesorgt hat und der † dritten Vorsteherin Katharina Knapp, die 30 Jahre lang mit Umsicht und unermüdblicher Geduld die Anstalt geleitet hat. In eindringlichen Worten begeisterte der Oberhirt die Schwestern für ihren hohen Beruf; ihr Haus soll ein Bethanien sein, wo sie gleich Maria und Martha in stiller unablässigem Gebet und in unverdrossener, gottgeweihter Arbeit ihr ganzes Leben Gott zum Opfer bringen und der Menschheit dienen in Werken der Nächstenliebe. Verheißungsvoll und hoffnungsfreudig klangen die guten Wünsche des Erzbischofs für die Zukunft des Klosters und seiner neuartigen Einrichtung, der Dienstbotenschule. In dieser Schule soll vor allem der gute, fromme und arbeitsfreudige Geist, wie er seit über 50 Jahren im Hause lebt, in die Mädchenherzen gepflanzt werden und von da mit den Dienstboten hinausziehen in die Welt und Segen bringen in die Häuser unserer christlichen Familien und am meisten Segen in Herz und Gemüt der unschuldigen Kinder. Möge der Sonnenstrahl, der am Schlusse der bischöflichen Messe in das festlich gezierete Kirchlein leuchtete, ein glückliche Vorbedeutung sein für eine reiche, gottgesegnete und lichtvolle Zukunft des neuen Klosters.

Die neuen Randstaaten im Westen Russlands.

Eine geographische Skizze von Professor Dr. Hans Pfeiffer-Mehrfisch.

Durch Hindenburgs Schwert wurde das einst mächtige Zarenreich im Laufe des Krieges militärisch so niedergedrückt, daß es 1917 auch innerlich zusammenbrach, der Zar wurde gestürzt, und die Revolution riß die Herrschaft an sich. Die Früchte unserer Siege brachte der endgültige Friede Russlands mit uns und unseren Verbündeten am 3. März 1918. Dieser Friede löste Polen, Litauen, Kurland aus dem russischen Staatsverbande und übergab uns die Polizeigewalt über Livland und Estland, bis diese beiden Länder ihr zukünftiges Geschick selbst bestimmt haben. Während der Revolution trennte sich Südrussland vom Russischen Reiche und schuf den selbständigen Staat der Ukraine, der mit den Mittelmächten am 9. Februar 1918 Frieden schloß. Der Norden Russlands, Finnland, machte sich auch selbständig und trat mit uns unterm 7. März 1918 in ein Vertrags- und Freundschaftsverhältnis.

So trennt heute vom nördlichen Eismeer bis zum Schwarzen Meer eine breite Zone von Randstaaten das Deutsche Reich vom übrigen Europa. Ueber Land und Leute dieser für die Zukunft wichtigen Randstaaten und über ihren wirtschaftlichen Wert wollen die folgenden Zeilen einiges erzählen.

Finnland.

Finnland reicht südlich bis fast vor die Tore von St. Petersburg, erstreckt sich nach Norden bis Schweden und Norwegen und wird im Westen in einer buchtenreichen, von zahllosen kleinen Inseln umkränzten Küste vom Bottnischen Meerbusen im Süden von der gleichgearteten Küste des Finnischen Meerbusens begrenzt. Als Bollwerk zwischen Großrussland und Skandinavien und als Ostseestaat gewinnt die Selbständigkeit Finnlands besondere Bedeutung.

An G
Quadrat
3/4 Mi
auf die
sind nur
deutlich
Russen
1911 nur
zählt. I
Land ge
ausschlie
lutherisch
an. Die
ein ti
geistige
strebsam
mit hoh
bildung,
ten sehr
zugehör
Schwe
1809
Deutsche
geringe
rungsab
der Nat
Nur
Norwege
zeigt das
Der gra
dieser B
ders die
zeichnet
die tau
lfen un
den ge
den ehen
Lande d
geben k
höhen de
strahlen
erweiter
sam still
mitten
ner mit
förmlich

